

**G**  
**H**  
**H** GERHART  
HAUPTMANN  
HAUS

# WOJ 1/23

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus / West-Ost-  
Deutsch-osteuropäisches Forum / Journal



## Liebe Leserinnen und Leser, liebe Freunde des Gerhart-Hauptmann-Hauses,

nun liegt sie Ihnen vor, die Nummer 1 des West-Ost-Journals 2023. Endlich! Werden einige von Ihnen gewiss sagen. Endlich! Sagen auch wir.

Damit ist das »neue« West-Ost-Journal in Ihre Hände gelangt, das zugleich das »alte« ist, aber eben nicht ganz. Bisher hatte das Journal eine doppelte Aufgabe: Es sollte Sie und alle Interessierten über die Programmangebote der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus informieren – und Ihnen darüber hinaus in ausführlicherer Form einzelne Themen nahebringen, mal mit konkretem Bezug zu Veranstaltungsangeboten, mal ohne. Seit einiger Zeit gibt es jedoch zusätzlich unseren »Quartalsflyer«: das praktische kleine Heft, das man in jede Tasche stecken kann. Hat man es so zur Hand, ist man stets informiert über alle Vorträge, Lesungen, Ausstellungen usw., die die Stiftung in unserem eigenen Haus oder anderswo anbietet. Dazu gibt es dann immer einen knappen Einführungs- respektive Informationstext, der in aller Kürze zum Gegenstand der Veranstaltung hinführt. Der »Flyer« hat sich längst bewährt, es wird ihn auch weiterhin geben. Die meisten dort verwendeten kurzen Texte sind auch in das jeweilige Quartalsheft des Journals übergegangen, es gab also eine Doppelung, ja meist sogar eine weitere Vervielfachung, denn die kurzen Ankündigungstexte sind zusätzlich auch auf unserer Internetseite und in den von uns verwendeten sozialen Medien eingebunden worden.

Die reine »Programminformationsfunktion« des West-Ost-Journals war daher schon eine Weile relativiert. Wer wissen wollte, »was läuft denn so im GHH in nächster Zeit«, konnte zum »Flyer« greifen oder sich elektronisch kundig machen. Daher haben wir uns nach einigen Überlegungen entschlossen, das West-Ost-Journal künftig nur noch dem einen Zweck zu widmen: nämlich Sie in Form mehr oder weniger ausführlicher Texte über Themen zu informieren, die uns wichtig sind. Das kann immer noch mit Veranstaltungen oder anderen unserer Vorhaben inhaltlich verbunden sein, aber unbeschadet dessen, ob Sie Interesse und/oder Zeit haben, das entsprechende Angebot auch wahrzunehmen, werden Sie informiert. Und es wird auch immer wieder Themen geben, die nicht direkt in Beziehung zu Veranstaltungsangeboten der nächsten Zeit stehen, die aber dennoch in den Blick genommen werden sollen. Da die längeren Texte stets auch einige Vorbereitungszeit erfordern und da wir nun,



da das Journal eben keine »Programminformationsfunktion« mehr hat, nicht mehr gezwungen sind, den regelmäßig sehr »sportlichen« Quartalstakt bei der Abfassung der Texte, deren redaktioneller Bearbeitung und nicht zuletzt der außer Haus stattfindenden drucktechnischen Herstellung und Versendung der fertigen Hefte einzuhalten, haben wir uns zudem entschlossen, das West-Ost-Journal künftig nur noch zwei Mal im Jahr, dafür aber in gegenüber den früheren Quartalsnummern vermehrtem Umfang zu publizieren. Sie erhalten also künftig ein Heft um die Jahresmitte, eines gegen Jahresende. Und zwischendurch natürlich regelmäßig quartalsweise den »Flyer«, der immer zeitgerecht informiert, »was denn so läuft im GHH in nächster Zeit«. Und klar: Die alleraktuellsten Veranstaltungsinformationen bekommen Sie, wie es inzwischen ja die Regel ist, in elektronischer Form über unsere Internetseite, unseren Newsletter und/oder die sozialen Medien. Dann ist es etwa auch möglich kurzfristige Veranstaltungsausfälle oder -verschiebungen so mitzuteilen, dass Sie nicht »umsonst« hier vor der Tür stehen (allerdings: »umsonst« gibt es eigentlich nicht: fast immer können Sie ja dann mindestens auch eine unserer Ausstellungen anschauen oder unsere ein wahrhaftes Meer von Informationen bietende Bibliothek besuchen). Dass Geplantes ganz kurzfristig nicht stattfinden kann, kommt sehr selten vor, das werden Sie gewiss bestätigen, wenn Sie öfter hier zu Gast sind. Aber wir sind eben auch nicht gefeit vor Krankheiten oder Bahnstreiks... Also bitte: Bevor Sie sich hierher auf den Weg machen, schadet ein kurzer Blick zur Vergewisserung in Ihr Handy oder Ihren Computer sicherlich nicht.

Also: Das »neue«, »alte« West-Ost-Journal bietet Ihnen jetzt eine Fülle von Themen und Informationen, die wir als wichtig, erkenntnisfördernd und diskussionswürdig erachten – ohne den »Ballast« von technischen Veranstaltungsinformationen, die spätestens nach dem Ende der jeweiligen Veranstaltung zwangsläufig »von gestern« und damit uninteressant sind. Der »Flyer« wird am Ende des Quartals zu Altpapier und darf, ja sollte auch so behandelt werden. Das Journal indes darf demgegenüber durchaus den Anspruch erheben, aufgehoben zu werden, da es – wie die entsprechenden Teile der älteren Nummern bisher schon – ein Stück weit auch ein Kompendium deutscher Geschichte und Kultur im östlichen und südöstlichen Europa darstellt, das nunmehr zwei Mal jährlich ergänzt wird.

In diesem Sinne: Das West-Ost-Journal liegt uns weiter sehr am Herzen. Es ist und bleibt ein zentrales Sprachrohr für unsere Bemühungen. Ich hoffe mit den beteiligten Kolleginnen und Kollegen (denn wir alle hier im Gerhart-Hauptmann-Haus leisten auf diese und jene Weise unsere Beiträge), dass auch Ihre Wertschätzung dem Journal erhalten bleibt – und überhaupt Ihr Interesse an unserer Arbeit.

Mit besten Grüßen  
Ihr

*Ulrich Hale*



Altstadt von Schäßburg, Studienreise Rumänien, siehe Seite 42

# WOJ 1/23

**6** Gedenken im  
Düsseldorfer Land-  
tag



**8** FLUGT – Däne-  
marks Museum für  
Flüchtlingserzäh-  
lungen



**12** Esther  
Bejarano



**14** Mein  
oberschlesisches  
Erbe



**22** Herta Müller,  
Literaturnobel-  
preisträgerin aus  
dem Banat



**25** Richard Wagner



**29** »Operation  
Mincemeat«  
und  
Alexis von  
Roenne



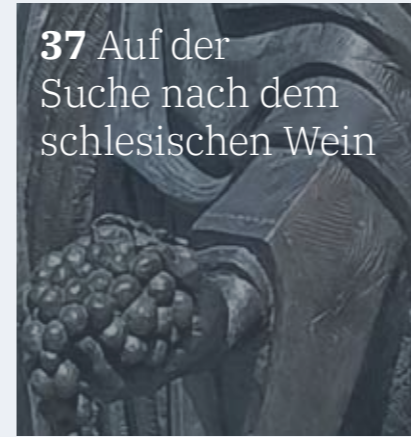
**28** Virtuelles  
Europa-Picknick



**34** Hans  
Kelsen



**37** Auf der  
Suche nach dem  
schlesischen Wein



**40** Kant-Seminar  
im Haus Schlesien



**42** Kirchenburgen  
in Siebenbürgen



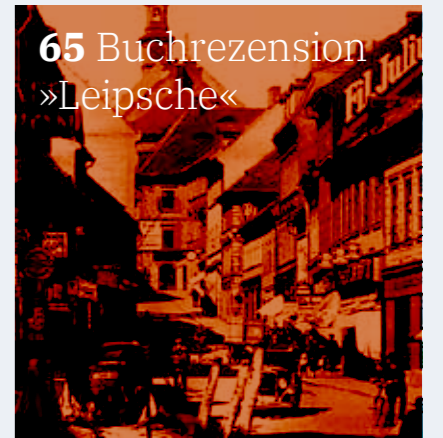
**60** Bibliothek



**64** Buchrezension  
»In den Häusern der  
Anderen«



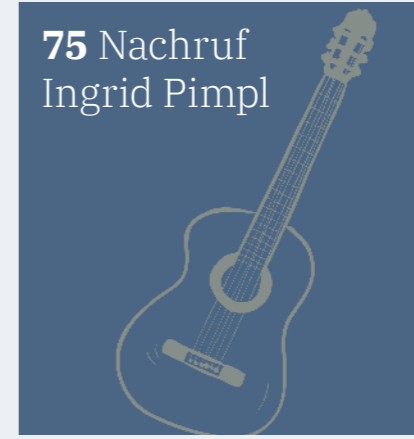
**65** Buchrezension  
»Leipsche«



**66** Böhmen, die  
Musik – und das  
Grauen



**75** Nachruf  
Ingrid Pimpl



**76** Die vergessenen  
Friedhöfe in  
Masuren



**82** Erinnerungen  
im Gespräch



**86** Kontakt,  
Impressum



**87** Abonnement





## Wichtiges Gedenken im Düsseldorfer Landtag zum 70. Jahrestag des Volksaufstandes in der DDR am 17. Juni 1953

VON WINFRID HALDER

Wahrscheinlich ist kaum je ein bundesweiter Feiertag so schnell vom Deutschen Bundestag beschlossen worden: Schon am 4. August 1953 entschied das westdeutsche Parlament, dass der 17. Juni fortan alljährlich als arbeitsfreier Feiertag zu begehen sei und zwar in Erinnerung an den Volksaufstand in der DDR nur reichlich sechs Wochen zuvor. Das SED-Regime jenseits der innerdeutschen Grenze war indes zeitgleich noch damit beschäftigt, durch die gelenkte Justiz des östlichen deutschen Teilstaates Tausende von angeblichen »Rädelsführern« zu teils langjährigen Haftstrafen verurteilen zu lassen, im Oktober 1953 erging zudem das erste von zwei Todesurteilen durch die DDR-Justiz (zuvor hatte es bereits rund 50 Todesopfer durch Schusswafeneinsatz und einige »standrechtliche« Erschießungen durch sowjetische Truppen gegeben). Die kommunistischen Spitzenfunktionäre der SED um Walter Ulbricht und Wilhelm Pieck waren am 16./17. Juni 1953 von der spontan ausbrechenden Massenrevolte überrascht worden, hatten das Ost-Berliner Regierungszentrum fluchtartig verlassen und sich unter den Schutz der sowjetischen Bajonette begeben. Von diesen an

den Schalthebeln der Macht gehalten, gingen sie nun daran, die aus ihrer Sicht Verantwortlichen zu verfolgen. Rund drei Wochen nach den Ereignissen in Ost-Berlin und Hunderten anderen Städten und Orten der DDR befanden sich circa 10.000 Menschen deswegen in Untersuchungshaft, in den folgenden Monaten sollten ungefähr 5.000 weitere Verhaftete hinzukommen. Mindestens 1.500 der Verhafteten wurden zu Gefängnis- oder Zuchthausstrafen verurteilt. Parallel dazu wurde das »Ministerium für Staatssicherheit« um Tausende Planstellen erweitert, um den Verfolgungs- und Repressionsapparat massiv auszubauen.

Das in der Bundesrepublik Deutschland so rasch gesetzlich fixierte Gedenken an den Volksaufstand im anderen, unfreien Teil Deutschlands verebbte zusehends, obwohl vor dem Bau der Berliner Mauer im August 1961 jedes Jahr noch Zehntausende DDR-Flüchtlinge ins Land kamen, nicht selten mit eigenen Repressionserfahrungen belastet. Dass der gesetzliche Feiertag am 17. Juni, der längst nur noch wenig echte erinnerungspolitische Aufmerksamkeit genoss,



Sowjetischer IS-2-Panzer in Leipzig am 17. Juni 1953 Bild: Wikipedia

1990 nach der Herstellung der deutschen Einheit abgeschafft wurde, hat mindestens in den damals »alten Bundesländern« kaum für Diskussionen gesorgt. Der Aufmerksamkeit eines großen Teils der »alten« Bundesbürgerinnen und Bundesbürger dürfte diese Entscheidung sogar vollständig entgangen sein. Allerdings: Der 17. Juni ist immer noch in aller Form »Nationaler Gedenktag« in unserem Land. Und davon haben wir gerade einmal sieben, nicht zu viele also, um allzu rasch den Überblick zu verlieren: Nämlich außer dem 17. Juni den 27. Januar (Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus), den 11. März (Nationaler Gedenktag für die Opfer terroristischer Gewalt), den 20. Juni (Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung), den 20. Juli (Gedenktag für den Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft), den 03. Oktober (Tag der Deutschen Einheit, zugleich als einziger Gedenktag gesetzlicher Feiertag) und schließlich den Volkstrauertag, alljährlich am zweiten Sonntag vor dem Ersten Advent.

Der 17. Juni sollte weiterhin – auch ohne »rundes« Erinnerungsdatum – steter Anlass sein, des mutigen Eintretens von vermutlich rund einer Million Menschen für Freiheit und Selbstbestimmung auf den Straßen und Plätzen der DDR zu gedenken. Denn die Erinnerung daran gehört zur Geschichte des Strebens nach Freiheit und Demokratie in unserem Land – eine bitter nötige, ja unverzichtbare Erinnerung. Denn sie hat nicht zuletzt die Aufgabe, die keineswegs einfach selbstverständliche Wertschätzung für die durch unser Grundgesetz gesicherten Menschen- und Freiheitsrechte zu erhalten.

**A**llerdings: Der 17. Juni ist immer noch in aller Form »Nationaler Gedenktag« in unserem Land.

Insofern ist Heiko Hendriks großer Dank zu sagen für seine Initiative zu der Gedenkveranstaltung im Düsseldorfer Landtag am 16. Juni 2023. In seinen Aufgabenbereich als Beauftragter der nordrhein-westfälischen Landesregierung für die Belange von deutschen Heimatvertriebenen, Aussiedlern und Spätaussiedlern fällt auch die Zusammenarbeit mit den Organisationen der Menschen, die in der DDR selbst unter Verfolgung und Repression zu leiden hatten.

Diese Opferverbände waren demnach auch beteiligt an der Zusammenkunft im nordrhein-westfälischen Landesparlament. Dr. Jörg B. Bilke, der selbst als junger Mann Erfahrungen als politischer Häftling in der DDR sammeln musste, gehörte zu den Zeitzeugen, die Erschreckendes und Bewegendes zu berichten hatten. Der Direktor der Stiftung Gerhart-

Hauptmann-Haus, Prof. Dr. Winfrid Halder, ordnete die Vorgänge um den 17. Juni 1953 herum historisch knapp ein. In der abschließenden Aussprache wurde erneut deutlich, welche zum Teil bis heute andauernden schmerzlichen Konsequenzen die Verfolgungserfahrung in der DDR immer noch für sehr viele mitten unter uns lebende Menschen hat. Abgesehen von der schon skizzierten geschichtspolitischen Bedeutung des Themas gebietet es der Respekt vor diesen Schicksalen, sich dem Vergessen des 17. Juni 1953 und seiner Vor- und Nachgeschichte entgegenzustemmen. Das bleibt unsere gemeinsame Aufgabe – auch nach mehr als sieben Jahrzehnten.

*Geschrieben am 20. Juni 2023, dem – oh ja – Nationalen Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung, an einem Tag also einer nicht minder unverzichtbaren Erinnerung!*

# FLUGT – Dänemarks neues internationales Museum für Flüchtlings-erzählungen

VON ILONA GONSIOR



Königin Margrethe II. von Dänemark mit Vizekanzler Robert Habeck bei der Eröffnung des Museums am 25.06.2022  
Bild: © Preben Stentoft Flugt-Museum

Oksbøl ist ein kleiner, etwas verschlafener wirkender Ort an der Westküste Dänemarks. Keine 3.000 Menschen leben hier, nur wenige Kilometer von der Nordseeküste entfernt. Manchmal trifft aber auch so ein Ort »die Weltgeschichte mitten ins Herz«, sagt Claus Kjeld Jensen.

Er ist Historiker und Museumsleiter des neuen Flüchtlingsmuseums FLUGT – REFUGEE MUSEUM OF DENMARK, das im Juni 2022 in Oksbøl Eröffnung feierte. Während des Zweiten Weltkriegs betrieben die Deutschen an diesem Ort eine Militärbasis. Das Vordringen der Roten Armee in den letzten Kriegsmonaten traf damals vor allem die Zivilbevölkerung und vertrieb Millionen Deutsche aus Mittel- und

Osteuropa. Dänemark war damals noch von deutschen Truppen besetzt, sodass Hitler befahl, die Flüchtlinge aus den Ostgebieten des Reiches über die Ostsee nach Dänemark zu schaffen. Mehr als 250.000 Menschen kamen nach oftmals dramatischer und gewaltsamer Flucht in Dänemark an und wurden in zentralen Lagern untergebracht. Das größte Flüchtlingslager entstand damals in der acht Quadratkilo-



Bild: © Blåvandshuk Local History Archives

meter großen deutschen Militärbasis in Oksbøl. Der kleine beschauliche Ort schwoll innerhalb kürzester Zeit zur fünftgrößten Stadt Dänemarks an. Zu Spitzenzeiten beherbergte das Lager rund 35.000 Geflüchtete. Darunter viele Frauen und Kinder.

Nach Kriegsende waren die deutschen Flüchtlinge in Dänemark nicht sehr beliebt. Gerne wären die dänischen Behörden sie schnellstmöglich wieder losgeworden, was die Siegermächte allerdings zu verhindern wussten. Also gewährte man den Menschen in den abgezaunten Baracken der Militärbasis weiterhin Unterkunft und Verpflegung. Schnell entstand daraus eine Flüchtlingsstadt hinter Stacheldraht mit einer eigenen Schule, einem eigenen Krankenhaus und sogar einem Theater und einem Kino. Direkten Kontakt zur dänischen Bevölkerung gab es nicht.

Heute ist dieses Lager verschwunden. Fast alle Gebäude wurden mittlerweile abgerissen. An seiner Stelle kann man seit letztem Jahr das Museum FLUGT, auf Deutsch »Flucht«, besuchen. »Hier erzählen wir die – für viele – unbekannteste Geschichte des größten Flüchtlingsstroms, den Dänemark je erlebt hat. Zugleich aber auch die Geschichte der vielen Flüchtlinge, die während der Nachkriegszeit zu uns ins Land gekommen sind«, erklärt Museumsleiter Claus Kjeld Jensen. »Im Museum FLUGT werden Zahlen zu Menschen. Wir wollen die universellen Problematiken, Gefühle und diversen Nuan-

zen darstellen, die mit dem Leben auf der Flucht verbunden sind. Gestern wie heute.« Denn die großen Flüchtlingsbewegungen sind bei weitem kein historisches Phänomen. Ganz im Gegenteil. Gegenwärtig bezeugt die Welt die vielleicht größten Flüchtlingsströme jemals. Krieg und Verfolgung treiben unzählige Menschen auf die Flucht – in Richtung Sicherheit, Überleben und eine neue Heimat.

Thema des Museums sind daher nicht nur die Geschichten einzelner Flüchtlinge vergangener Zeiten, sondern auch die Flüchtlinge, die Dänemark in jüngerer und jüngster Vergangenheit erreicht haben – aus Ungarn, Vietnam, Chile, dem Libanon, Iran, Bosnien, Afghanistan, Syrien und der Ukraine. Mithilfe verschiedener Ausstellungsstücke, Geräusche, Bilder sowie interaktiver und multimedialer Elemente werden die Besucher in die einzelnen Fluchterfahrungen und -erzählungen hineingeführt. Diese sind so konzipiert, dass sie über Zeit und Raum hinweggehen. Die Besucher, die die Ausstellungen und die einzelnen Schicksale durchwandern, begeben sich selbst auf eine Reise: Von Krieg und Flucht über etwaige Sicherheit, einem neuen Alltag bis hin zu einer am Ende vielleicht neuen Heimat. Gleichzeitig wird auch die Sicht der Empfängerländer beleuchtet. Wie sieht deren gegenwärtige Migrationspolitik aus? Welche Themen und Debatten sind gerade aktuell? Die Besucher werden zum Nachdenken über



Bild: © Mike Bink Flugt-Museum



Bild: © John Randeris Flugt-Museum

Integration und Diskriminierung in der heutigen Gesellschaft angeregt. Schlussendlich führt dies dazu, die eigene Rolle in der Schaffung einer integrativen und gerechteren Gesellschaft zu reflektieren und zu überdenken.

Das Museum ist derart gestaltet, dass die Besucher durch die Ausstellungsräume hinaus zum Flüchtlingsfriedhof geleitet werden. 1796 Personen sind dort begraben. 121 waren deutsche Soldaten, die anderen 1675 deutsche Flüchtlinge – darunter viele sehr junge Kinder, die an den Strapazen der beschwerlichen Flucht starben. Immer noch wird der Friedhof jährlich von bis zu 20.000 Nachkommen besucht. Seit letztem Jahr kommen nun auch noch die Besucher des Museums hinzu. Nach diesem Rundgang hat man als Besucher verinnerlicht, dass Flucht und Vertreibung jederzeit jeden treffen kann und dass sich Menschen auf der Flucht im Prinzip durch nichts unterscheiden. Alle haben die gleichen Gefühle und die gleichen Ängste. Gefördert wurde dieses ehrgeizige Projekt u.a. durch das Königreich Dänemark, die Bundesrepublik Deutschland, die Kommune Varde und das Bundesland Schleswig-Holstein. Das Museum kooperiert darüber hinaus mit mehreren deutschen Organisationen wie der Stiftung Flucht Vertreibung Versöhnung (SFVV) in Berlin, dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge in Kassel, der Deutschen Botschaft in Kopenhagen sowie der Dänischen Botschaft in Berlin. Die Zusammenarbeit unterstreicht die gemeinsame Verpflichtung, die Folgewirkungen von Krieg zu

bewältigen. Welche große Bedeutung dieser Einrichtung zugemessen wird, zeigte sich nicht zuletzt an der regen Teilnahme prominenter Persönlichkeiten während der Eröffnungsfeierlichkeiten im Juni letzten Jahres. Darunter Königin Margrethe II. von Dänemark und der deutsche Vizekanzler Robert Habeck. ■

Weitere Informationen zum Museum finden Sie unter [www.flugtmuseum.dk/de/](http://www.flugtmuseum.dk/de/)  
 FLUGT – REFUGEE MUSEUM OF DENMARK  
 Præstegårdsvej 21  
 6840 Oksbøl

#### Empfehlung aus unserer Bibliothek



Bild: © Verlag

JOHN V. JENSEN  
**Deutsche auf der Flucht**  
 Aarhus University Press 2022

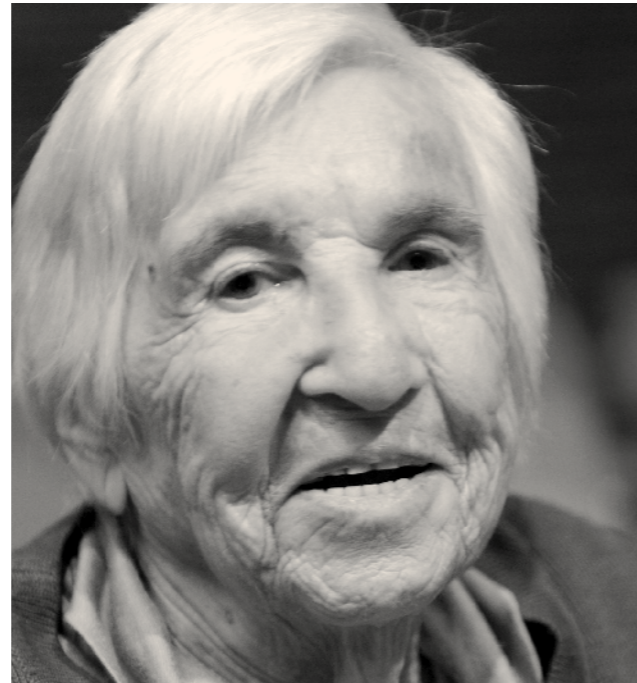


Bilder: © Blåvandshuk Local History Archives





Ricarda Kunger bei ihrer Ansprache Bild: © Stadt Saarlouis



Esther Bejarano Bild: Wikipedia Luxembourg, © Jwh

## Häftlings-Nr. 41948: Die in Saarlouis geborene Auschwitz-Überlebende Esther Bejarano erhält öffentliches Gedenken in Saarlouis-Innenstadt

VON PROFESSOR DR. DR. THOMAS GERGEN

Am 23. September 2022 lud die Kreis- und Europastadt Saarlouis zur Einweihung des Esther-Bejarano-Platzes ein, um die am 15. Dezember 1924 in Saarlouis als Esther Loewy geborene Überlebende des Konzentrationslagers Auschwitz zu würdigen und einen Platz vor der ehemaligen Synagoge in der Innenstadt nach ihr zu benennen.

Orberbürgermeister Peter Demmer unterstrich, dass Saarlouis seine Ehrenbürgerin Esther Bejarano als bedeutende Persönlichkeit ehren möchte, weil sie unbeirrt und engagiert gegen Rassismus, Ausgrenzung und

Antisemitismus kämpfte. Esther Bejarano war oft zur Gast in Saarlouis und trat gemeinsam mit der Band »Bejarano Microphone Mafia« gegen Rechts auf. Eine Hiphop-Band, die im Sinne von Esther Bejarano auch *post mortem* gegen Rassismus und rechte Gewalt weitersingt: »Nie schweigen. Ihr sollt die Stimme gegen das Vergessen sein, wenn wir nicht mehr da sind!«<sup>1</sup> Die Festrede der Vorsitzenden der Synagogengemeinde Saar, Ricarda Kunger, zeichnete Leben und Wirken von Esther Bejarano<sup>2</sup> nach. Das Akkordeon war das vollends

<sup>1</sup> Arbeitskammer des Saarlandes, Rundbrief zum Filmpreis, 2. Esther-Bejarano-Preis 2022, 18. Oktober 2022

<sup>2</sup> Siehe ihre Lebensstationen dargestellt von Roland Schmitt unter [www.literaturland-saar.de/personen/esther-bejarano/](http://www.literaturland-saar.de/personen/esther-bejarano/) [12.12.2022]



Bild: © Stadt Saarlouis

passende Instrument dieser Erinnerungsveranstaltung, da es das Instrument war, welches Esther Bejarano im Lager das Leben rettete. Obwohl sie es nicht zu spielen beherrschte, nahm sie allen Mut auf, sich einzuspielen und hatte damit Erfolg. Damit traf sie in Not eine folgenreiche Entscheidung; dazu Ricarda Kunger: »[...]Esther wurde 1940 in ein Vorbereitungs-lager bei Berlin zur Auswanderung nach Palästina geschickt. 1941 beginnen die Nazis mit der systematischen Vernichtung von Juden. Esther Bejaranos Eltern werden von Breslau nach Kowno in Litauen<sup>3</sup> deportiert und dort mit 1000 anderen Juden erschossen. Sie selbst wird zur Zwangsarbeit in das Lager Neuendorf bei Fürstenwalde einbestellt.«

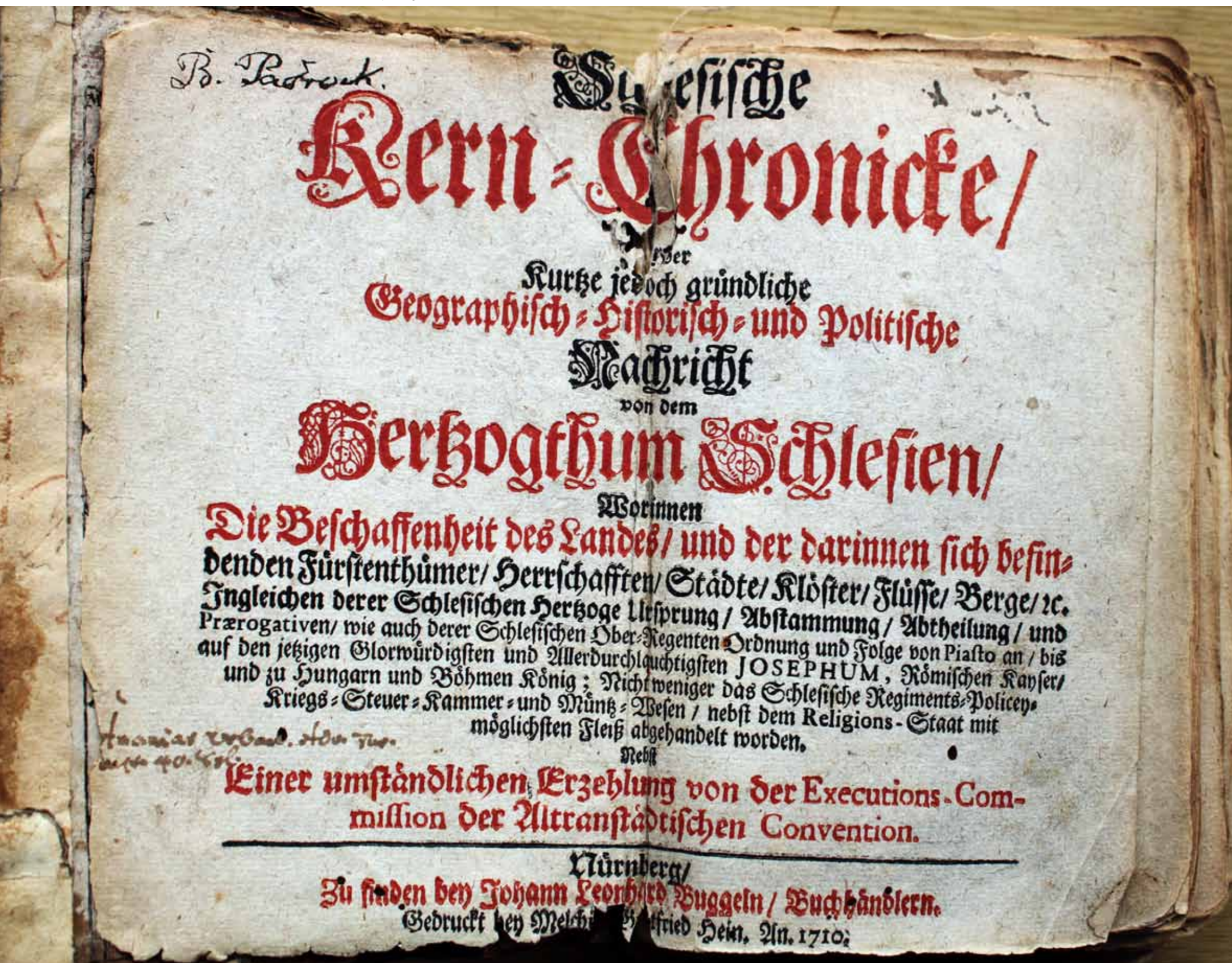
**1** 1943 wurde Esther Bejarano in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Sie erhielt die Häftlings-Nr. 41948, die ihr eintätowiert wurde. Diese Tätowierung ließ sie sich in den 1980-er Jahren entfernen. Sie und ihre Mitgefangenen schliefen auf Brettern, ohne Stroh und ohne Decken. Sie erhielten wenig Essen, mussten Steine schleppen. SS-Wächter prügeln auf die Gefangenen ein. Aber Bejarano hatte Glück. Sie wurde gefragt, ob sie im Lager-Orchester mitwirken kann. Gesucht wurde nämlich eine Akkordeonspielerin. Obwohl sie das Instrument nicht beherrschte, sagte Bejarano zu. Zu Hause hatte sie Klavier gespielt, und es gelang ihr, die richtigen Töne zu finden. Dazu Ricarda Kunger: »Das war ihre

<sup>3</sup> Kaunas (deutsch veraltet Kauen, russisch Ковно Kowno, belarussisch Коўна Kouna, polnisch Kowno) ist mit über 300.000 Einwohnern heute die zweitgrößte Stadt Litauens.

Rettung. Das Orchester spielte, wenn die anderen zur Arbeit gingen, wenn neue Transporte im Lager ankamen, die Menschen aussortiert wurden, für die Gaskammern oder für das Arbeitslager. Sie mussten spielen, während diese Menschen in den Gaskammern ermordet wurden.«

**E**sther Bejarano erkrankte in der Folge an Typhus und kam mit hohem Fieber ins Lazarett. Wie alle jüdischen Häftlinge bekam sie keine Medikamente und war dem Tode nah. Doch offenbar rettete sie ihre Bedeutung für das Orchester. Otto Moll, ein hoher SS-Offizier, der in Auschwitz-Birkenau die Gaskammern und Krematorien leitete und sich für die Musik im Lager verantwortlich fühlte, veranlasste, dass Esther die notwendige Medizin bekam und so wieder gesund wurde. Natürlich ging es Moll dabei nicht um sie, sondern allein um die musikalische Unterhaltung, also zu Molls Vergnügen.

Der weitere Weg führte Esther Bejarano in das KZ Ravensbrück. 1945 zwangen die Nazis die Insassen zum »Todesmarsch« ins mecklenburgische Malchow. Bejarano überlebte nur, weil sie von US-Soldaten gerettet wurde. In vielen Schulen erzählte sie später als Zeitzeugin von ihrer Zeit in Auschwitz, protestierte auf Demos gegen die Neonazis, übernahm den Vorsitz des deutschen Auschwitz-Komitees, ergriff das Wort für Flüchtlinge und sang mit der Band »Microphone Mafia« auf Konzerten gegen Rechts. Esther Bejarano verstarb am 10. Juli 2021 in Hamburg mit 96 Jahren; die Erinnerung an diese Persönlichkeit und ihre Botschaft müssen in unseren Gedenken wachbleiben. ■



## Mein oberschlesisches Erbe

VON WINFRID HALDER

In memoriam Annelies Halder, geb. Heisig (1934–2022) und für meine Geschwister

Ich bin ein Oberschlesier.  
Hm, nochmal: Ich bin ein  
Oberschlesier.

Es bleibt dabei: Der Satz fühlt sich nicht richtig an. Ich zögere bei seiner Niederschrift. Über die Lippen will er mir erst recht nicht kommen, denn da ist dieses Gefühl der Unangemessenheit, des Unpassenden, des Unrichtigen.



O bwohl da doch auch stützende Fakten sind: Lege ich nämlich meine Herkunft zugrunde, ist der Satz scheinbar ganz richtig: Meine Eltern, alle beide, sind in Oberschlesien geboren, in dort seit weiß Gott wie vielen Generationen ansässigen Familien, haben zumindest anderthalb beziehungsweise ein Jahrzehnt ihres Lebens auch dort zugebracht, die frühesten und frühen Jahre nur, gewiss, aber immerhin ... Im gleichen Städtchen überdies waren sie beide zuhause, ganz nah am Annaberg, dem oberschlesischen Wallfahrtsort schlechthin. Alle kamen sie aus dieser Gegend, die ganze väterliche wie die mütterliche Familie, also auch alle Großeltern, Onkel, Tanten, Cousins, Cousinen usw. Richte ich den Blick auf die etwas weitere Verwandtschaft, tauchen sogleich Namen auf, die eindeutig in die Region deuten, die Piontek, Henczinski, Rigol, Gawellek, Nossol usw. Da wirkt Halder natürlich diesbezüglich »unverdächtiger«, uneindeutiger, aber ich weiß ja: Der Großvater väterlicherseits hat – war es 1939 oder früher? –, erst der Großvater also hat den Familiennamen geändert. Auf seiner medizinischen Promotionsurkunde, ausgestellt am 10. Juni 1925 von der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau firmiert er noch als Paulus Halamoda. Der gleiche Mann, der eben sonst in den wenigen auf mich überkommenen Dokumenten Dr. med. Paul Conrad Halder heißt. Und Halamoda, der Name hat zwar keine unmittelbar zu deutende sprachliche Bedeutung, allerdings kommt er schon im heutigen Polen am häufigsten vor. Und Heisig, den Namen des mütterlichen Familienzweigs, findet man nicht nur, aber auch in Schlesien.

A lso kann ich doch sagen: Ich bin ein ... na gut, ein Mensch oberschlesischer Herkunft, ja. Aber ich bin doch fern von dort geboren. Dinslaken steht in meinem Ausweis, der Zufall der ersten Arbeitsstelle meines Vaters wollte es so, und jenseits dieses Zufalls verbindet mich – nichts, gar nichts mit Dinslaken. Nichts für ungut, liebe Dinslakener, ich kenne die Ruhrgebietsstadt gar nicht, habe sie, nachdem meine Mutter mit mir als Wöchnerin das Krankenhaus nach wenigen Tagen verlassen hat (allerdings schon getauft, denn dafür sorgten die Nonnen im katholischen Krankenhaus...), habe die Stadt nicht mehr betreten, bis mich ein Hockeyspieler unserer jüngsten Tochter als Mittfünfziger wieder dorthin brachte. Es bleibt also, was Dinslaken angeht, bei den dürren acht Buchstaben, die auf amtlichen Dokumenten in der Nähe meines Namens auftauchen, nicht mehr. Und Melsungen? Da bin ich eingeschult worden, ja, ein sehr schönes, unbedingt sehenswertes Städtchen im Nordhessischen, nicht weit von Kassel gelegen. 1967 hätte es, wie mich die Wikipedia wissen lässt, ohne mich nur 9.080 Einwohner,

gehabt, ohne meine Familie, Eltern also und Geschwister, nur 9.075. Aber zu sagen, ich sei ein Melsungener wäre nicht minder falsch als die Identifikation mit Dinslaken. Also: Marquartstein. Ein weiterer beruflicher Wechsel meines Vaters brachte uns dorthin. Da es schon damals die unterschiedlichen Ferienzeiten der Bundesländer gab, entschieden unsere Eltern, dass wir die verbleibenden Wochen bis zu den bayerischen Sommerferien, »zur Eingewöhnung«, schon in unsere neue Schule gehen sollten, was uns vier damals nicht eben begeistert hat. Heute indes kann ich dadurch sagen: Ich bin in allen meinen 13 Schuljahren in Bayern zur Schule gegangen.

G enauer: in Oberbayern. Keine beiläufige Präzisierung, denn wer die weißblauen Lande näher kennt, weiß, dass die regionale Zuordnung beileibe nicht unwichtig ist, denn kulturell und sprachlich haben die Ober-, Mittel- und Unterfranken, die bayerischen Schwaben, die Nieder- und eben die Oberbayern zum Teil recht wenig miteinander gemein, von den Oberpfälzern und Vogtländern gar nicht zu reden. Und selbst als ich durch die Bundeswehr das Werdenfelser Land kennengelernt habe, das zu Oberbayern gehört wie der heimatische Chiemgau, habe ich, dialektgeschult seit fast anderthalb Jahrzehnten, nicht immer wirklich alles sofort verstanden ... Oh ja, Deutschland ist ein vielfältiges Land und seine Sprache hat, gottlob, so viele Klang-

farben! Als Student im alemannischen Sprachraum habe ich, wenn die Einheimischen miteinander kommunizierten, zuweilen gar nichts verstanden, obwohl das auch ein süddeutscher Dialekt ist, wie soll man auch auf Anhieb begreifen, dass mein Patenonkel mein Gotti ist?

Ach, mein grünes Tal, durchflossen von der Tiroler Ache, die schon bald in den Chiemsee mündet, gesäumt von den Chiemgauer Alpen, deren Gipfel vom Kreuz überkrönt sind. Ja, das ist schon meine Heimat. Aber bin ich deshalb ein Oberbayer? Nein, bin ich nicht.

Denn schon sprachlich bin ich nicht wirklich einer, auch wenn ich gelegentlich mit Dialekt-Versatzstücken herumwerfe, so hört doch jeder »echte Marquartstoaner« sofort, dass ich keiner bin. Und ich weiß, dass das zu hören ist, daher hat mich als Kind niemals eine gewisse Befangenheit völlig verlassen, auf das diffuse Gefühl gegründet, aus mir damals unerfindlichen Gründen »anders« zu sein. Ich habe eben gesprochen wie zuhause: hochdeutsch. Erst sehr viel später habe ich angefangen, mich zu fragen, warum meine Eltern, die beiden Oberschlesier, eigentlich nur Hochdeutsch sprachen, ohne jeden Dialektanflug. Wo mir doch dieser Klang sehr vertraut war, insbesondere vom Großvater mütterlicherseits, dessen »Sound« ich dann immer im Ohr hatte, als ich später Horst

Bieneks »Gleiwitzer Tetralogie« las, jenen großartigen Romanzyklus, der nur wenige Kilometer vom elterlichen Heimatort entfernt spielt. Und in dem Oberschlesisch gesprochen wird. Reines Hochdeutsch bei meinen Eltern demgegenüber, eigentlich merkwürdig. Wo doch mein Vater bei der Vertreibung 1946 immerhin schon 16 Jahre alt war, allemal alt genug, um nicht nur sprachlich geprägt zu sein. Und als meine Mutter 1945 mit auf die Flucht musste, war sie immerhin auch schon 10. Heute kann ich nur mutmaßen: War das eine Art Vertriebenen-Mimikry? Tarnung, wahrscheinlich eher unbewusst, um nicht sogleich als Habenichtse aus dem Osten identifiziert zu werden? Das würde jedenfalls einleuchten und wäre gewiss nicht eben ungewöhnlich.

W ie ist es also beschaffen, mein oberschlesisches Erbe? Habe ich denn eines? Vielleicht eben erst einmal dieses Dialekt-Defizit. Ich hatte keinen, weil meine Eltern – vielleicht – auch lieber keinen mehr hatten. Ein Defizit, das mir dann aber doch auch irgendwie zum Vorteil gereichte. Denn in der Grundschule sprach ich schon die Sprache, die meine Mitschülerinnen und Mitschüler zumeist, manchmal mühsam, erst lernen mussten, eben Hochdeutsch. Ich war kein »Marquartstoaner«, sondern von Anfang an Marquartsteiner. Und Deutsch war mein bestes Fach, vom ersten Schultag an. Kein Kunststück, ja, oberschlesisches Negativverbe eher, sekundäre Vertreibungsfolge sozusagen, kein Verdienst. Für Mathe war ich zu faul, warum sich dafür auch abrackern, Deutsch ging ja »von selbst«.

Doch nein, mein oberschlesisches Erbe ist nicht nur ein Soll, es ist ganz eindeutig auch ein Haben, gottlob. Da ist – zuvörderst – die völlig selbstverständliche Katholizität, die meine ganze Kindheit färbte – jetzt, um die Osterzeit weiß, bald dann rot, zu Pfingsten, dann wieder grün, an »normalen Sonntagen«, dann wieder violett, im Advent, und so weiter, die liturgischen Farben eben. Da war es eine – glückliche – Wendung, die mir frühzeitige Verwirrung ersparte, dass die vertriebenen oder geflohenen, jedenfalls katholischen Oberschlesier der Familien Halder und Heisig das protestantisch geprägte Sachsen bzw. Sachsen-Anhalt, wohin es sie zunächst in der großen, höchst unfreiwilligen Völkerwanderung verschlagen hatten, wieder verließen, noch einmal die Beklemmungen einer Flucht auf sich nahmen, aus der gottlosen DDR nämlich, und – Zufall, Fügung? – am katholisch geprägten Niederrhein und im nicht minder katholisch geprägten Oberbayern »landeten«. Gleichviel ob daheim oder beim Sommerferien-Besuch bei den Großeltern in St. Tönis bei Krefeld: Sonntags sah man alle, die man kannte, in der Messe. Ja, das war in den späten 1960ern und frühen 1970ern noch so, jedenfalls auf dem Land. Wie sollte man als Kind da nicht denken, dass irgendwie doch

wohl alle, jedenfalls fast alle Menschen katholisch sein müssten? Denn nicht nur die Eltern und Großeltern, sondern zudem auch alle Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen (und das waren ganz schön viele bei einer Mutter mit sechs und einem Vater mit vier Geschwistern) sah man in der Messe, sondern auch zuhause – fast – alle Mitschülerinnen und Mitschüler, ihrer rund 40 an der Zahl in der Grundschulklasse. Die besuchten mit mir auch den Religionsunterricht beim Geistlichen Rat und Hochwürdigen Herrn Pfarrer Josef Kaul, der immer alle Bilder, die wir zu biblischen Geschichten malen sollten, mit einer Eins bewertete, auch meine, künstlerisch eher bescheidenen Elaborate. Und die gingen auch alle, bis auf zwei, oder waren's drei?, mit mir zur Erstkommunion bei eben jenem schlichten und zugleich vollständig authentischen Dorf-Pfarrer, der – wie ich erst viel später begriff – vom Grauen, das er als junger Wehrmachtsseelsorger erlebt hatte, niemals wieder losgelassen wurde. Erst auf dem Gymnasium wuchsen schrittweise meine Zweifel, ob es nicht doch eine sogar möglicherweise

D enn in der Grundschule sprach ich schon die Sprache, die meine Mitschülerinnen und Mitschüler zumeist, manchmal mühsam, erst lernen mussten, eben Hochdeutsch.

beträchtliche Zahl von Nicht-Katholiken geben könnte, denn da war nun doch eine beachtliche Zahl derer, die den evangelischen und nicht den katholischen Religionsunterricht besuchten.

Die Gleichung oberschlesisch = katholisch hat sich jedenfalls bei mir fortgesetzt, auch ohne Oberschlesien. Da hätten wir dann diesen Teil meines oberschlesischen Erbes.

D och wie eigentlich hat er sich bei mir fortgesetzt, dieser Teil des Erbes? Jenseits der metaphysischen Dimension sind da gewiss ganz besonders die Großeltern von mütterlicher Seite zu nennen. Das waren einfache Leute – und zwar in diesem Sinne: zu uns Enkelkindern (und sicher nicht nur zu uns) *einfach immer* freundlich, sie freuten sich *einfach*, uns, die im verhältnismäßig fernen Bayern lebenden Kinder der ältesten Tochter beim alljährlichen Sommerferienbesuch zu sehen und wir spürten dies, *ganz einfach*. Was sie, keineswegs einfach, alles hinter sich hatten, davon hatte ich keine Ahnung: Die Flucht im Januar 1945, meine Oma mit damals sechs Kindern (10 Jahre alt bis hinunter zum wenige Tage vor der Flucht geborenen jüngsten Bruder meiner Mutter) ohne den Opa, der doch noch einberufen wurde (niemals habe ich, da gibt es ein paar Fotos, einen unsoldatischeren Menschen in Uniform gesehen...). Das Häuschen mit der eigenen Autowerkstatt (oh, der Opa konnte einfach immer alles reparieren) verloren für immer, nach der kalten, hungrigen Odyssee im Frühjahr 1945, gottlob vorbei am wenige Tage später niedergebombten Dresden, fand die Familie (ohne die bei einem Unfall mit einem Fahrzeug der Roten Armee umgekommene Ur-Oma) im sächsischen Nossen wieder zusammen. Später konnte der Opa in Halle/Saale wieder in seinem Beruf als Kfz-Mechaniker



arbeiten, da gab's inzwischen das siebte Kind (die einzige Tante, die nicht in Oberschlesien geboren ist). Und 1960 noch einmal fort, fort aus der DDR, eine kleine Tasche nur dabei und in Zweier-Grüppchen, um nicht aufzufallen beim illegalen und gefährlichen Wechsel vom sowjetischen in den amerikanischen Sektor Berlins. Der erbrachte dann die erste »Flugreise« der Familie: die westlichen Alliierten schafften die vielen DDR-Flüchtlinge aus dem überfüllten West-Berlin mit Flugzeugen fort, der Landweg war ja den »Republikflüchtlingen« verschlossen. Ich weiß, ehrlich gesagt, nicht, ob meine Oma danach jemals wieder in einem Flugzeug gesessen hat. Wohl eher nicht. Und dann, nach der Registrierung als Flüchtlinge, an den bis dahin völlig unbekanntes Niederrhein. Die erste wieder selbst geführte Werkstatt, das war ein ziemlich dunkles und enges »Loch«, so jedenfalls meine kindliche Erinnerung. Dann entstand der neue Betrieb am Ortsrand, einfach gebaut, aber hell und groß. Und meine Großeltern zogen aus dem kellerlosen Flachdach-»Bungalow« (oh, welch ein Euphemismus) mit zwei Zimmern (heute mutmaßlich: ein typischer, rasch aufgemauerter Behelfsbau der ersten Nachkriegszeit) in ein eigenes Haus mit Garten, der hatte den größten Kirschbaum der Welt (wie mir schien, wenn ich im Sandkasten darunter saß). In meiner Erinnerung gibt es keine ausgeglicheneren, frohgemuteren Menschen – das Foto mit dem breit lachenden Opa, ja genauso war er immer, das Foto mit der eher verschmitzt lächelnden Oma, ja genauso war sie immer. Sie mögen auch ihre dunklen Stunden gehabt haben, wie auch nicht? Aber da war für uns Kinder keine Trauer spürbar, kein niemals verwundener Verlust (die andere Oma, schon vor meiner Geburt verwitwet, war da anders, aber viel weiter weg von mir als Kind), da war kein Ressentiment und schon gar kein Hass. Menschen, die auf eine nicht wirklich zu beschreibende Weise meine Kindheit mit erhellten. Einfach so.

**W**ie schafften sie das? Ich kann mir das nur so erklären: Sie waren, oberschlesische Katholikin und oberschlesischer Katholik, ab omni perturbatione securi, als Christin und als Christ glaubend sicher vor jeder Verwirrung, wie es im Einschub des Vaterunser heißt. Über diese verkopfte These des Enkels hätten sie, die – anders als ich – niemals die Chance hatten Latein zu lernen und zu studieren, lächelnd den theologisch gänzlich unverstellten Kopf geschüttelt – und einfach so weitergelebt. Der kostbarste Teil meines oberschlesischen Erbes, die hoffnungsfrohe, gläubige Weltzugewandtheit ist auf mich gekommen auch und vor allem durch meine Mutter, die war nämlich auch in dieser Beziehung so ganz und gar die Tochter ihrer Eltern. Die trug genug von diesem Erbe mit sich und verteilte

es freigebigst – genug auch für den Vater und die Geschwister. Und heute ist mir viel bewusster als früher, welch schönes Zeichen es ist, dass ich als dritten Vornamen den des Großvaters Karl tragen darf.

**D**a erscheint mir der Rest meines oberschlesischen Erbes eigentlich nur noch als Beigabe, eine schöne Beigabe freilich. Da sind, auch sie gehören dazu, die Tage im Oktober 1996. Meine Eltern kamen zu mir nach Dresden und wir fuhrten zusammen weiter – nach Oberschlesien, für mich eine Premiere. Gar nicht weit war das, die erste Überraschung für mich. Und dann bin ich mit ihnen durch ihre Kindheits- und frühen Jugendstätten gewandelt. Gerade meinem Vater war das ein Anliegen. Ich erinnere mich deutlich: 1972 oder 1973, der Warschauer Vertrag im Rahmen der »Neuen Ostpolitik« lag noch nicht lange zurück, das Reisen hinter den »Eisernen Vorhang« wurde immerhin etwas einfacher, sind meine Eltern das erste Mal wieder in ihre Heimat gefahren. Und vor allem mein Vater kam tief deprimiert zurück: Beileibe nicht nur der Heimatort im »real existierenden Sozialismus« der damaligen Volksrepublik Polen war in schlechtem Zustand, die Schikanen an der Grenze – seine Bilanz lautete: Nie wieder dorthin zurück, das tun wir uns nicht noch einmal an! Und dann doch wieder – mit mir, für mich. Und wir steigen

in Tost, wo einer der Urgroßväter mal Bürgermeister war (für das Zentrum, den politischen Katholizismus, na klar!), zur Burgruine hinauf und sehen in der Kirche, dass die deutschsprachige Gefallenentafel aus dem Ersten Weltkrieg wieder aufgehängt ist. Da staune ich erneut, mit Respekt vor den polnischen Gläubigen, die sich heute hier versammeln. Und wir erklimmen den Annaberg und erweisen der Namenspatronin meiner Mutter die Ehre. Und beide knien in der St. Laurentiuskirche, der Pfarrkirche von Groß Strehlitz, wo sie einst getauft wurden. Und ich sehe endlich mal das uralte Schrottholz Kirchlein St. Barbara, dessen Foto meine Großeltern immer an der Wand hängen hatten, denn gegenüber auf der anderen Straßenseite war einst ihr Zuhause. Auf dem das Kirchlein umgebenden Friedhof bleibt die Suche nach Gräbern mit Namen aus der Familie indes vergeblich, und ich nehme mit Betroffenheit zur Kenntnis, dass auf vielen noch vorhandenen Grabsteinen zwar noch die Namen der Verstorbenen stehen, alle deutschen Worte sonst sind jedoch sorgsam ausgehöhelt. Da hat man sich ziemlich Mühe gegeben, Spuren zu tilgen, gewiss lange bevor die Gefallenentafel wieder aufgehängt wurde. Das heute polnische Land ringt mit seiner Vergangenheit, und diese Vergangenheit gehört ein Stück weit auch zu mir, so wie die Toten, deren Grabstätten nicht mehr auffindbar sind, die aber unbeschadet dessen mit all den anderen, die vorher und nachher hier bestattet wurden, auf das Licht

**I**ch weiß, ehrlich gesagt, nicht, ob meine Oma danach jemals wieder in einem Flugzeug gesessen hat. Wohl eher nicht.

des jüngsten Tages warten. **Und dann sitzen die beiden, meine Eltern, auf einer Bank im Schlosspark.** Das Schloss ist seit 1945 eine Ruine, aber der Rodelhügel von einst ist noch da. Und das Fotoalbum, das ich ihnen beim folgenden Weihnachtsfest geschenkt habe, ist nun wieder, da beide in oberbayerischer Erde ruhen, zu mir gelangt, als Teil meines oberschlesischen Erbes.



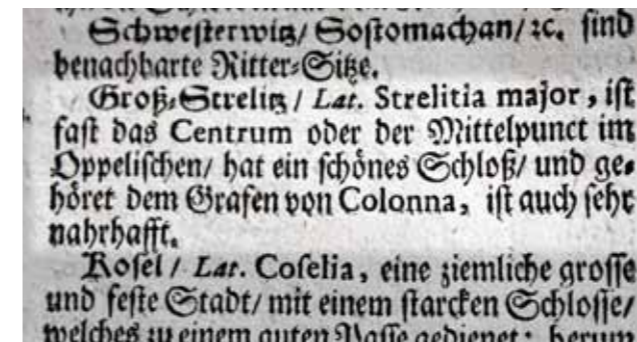
lich »besseren Gesellschaft« im Groß Strehlitz zugehörig.

Ich hätte den früh verstorbenen Opa gerne so vieles gefragt. Aber sein verschlossenes Gesicht auf den Fotos lässt mich mutmaßen: wahrscheinlich hätte ich nicht allzu viele Antworten bekommen. Warum er eigentlich den Namenswechsel vollzogen hat, die Verbindung

zu den Halamodas gewissermaßen kappend. Oder was er, möglicherweise, gesehen oder gehört hat, als die Infanteriedivision, der er angehörte, im Sommer 1941 an der Eroberung Kiews beteiligt war, wo dann wenig später im Vorort Baby Jar mehr als 30.000 jüdische Menschen ermordet wurden. Hat er etwas gesehen oder gehört? Auch diese Frage bleibt, für mich, den Historiker-Enkel, nicht ohne Beklemmung offen. Bald darauf ist er verwundet worden. Der Arzt, der selbst sicher schon ungezählte ähnliche Fälle behandelt hatte, wusste gewiss zu jedem Zeitpunkt, wie gering seine Überlebenschancen waren, spätestens nachdem der Wundbrand eingesetzt hatte. Hat es ihn belastet, dass er wohl nur durchkam, da ein höherrangiger Mediziner auf dem Verbandsplatz am Äskulapstab auf der Schulterklappe den Kollegen erkannte, ihn aus der langen Warteschlange der Schwerverletzten herausholte und selbst operierte? Anstelle eines anderen, der nicht minder dringend Hilfe brauchte? Wie war das noch mit der »Gnade der späten Geburt«? Er jedenfalls war eindeutig zu früh geboren, nämlich 1899, passend für die Teilnahme als blutjunger Soldat an der Endphase des Ersten Weltkrieges, als mittellose Halbweise das Breslauer Medizinstudium in den schweren ersten Jahren der Weimarer Republik mühselig selbst verdienend, die eigene Existenz als niedergelassener Arzt und Familienvater geradewegs in die Zeit der Weltwirtschaftskrise hineingründend (mein Vater war, am Tag des Börsencrashes, dem »Schwarzen Freitag« am 25. Oktober 1929, sechs Wochen alt), als Katholik sicher in der Zeit des christentumsfeindlichen NS-Regimes Gewissensnöten ausgesetzt, dennoch dessen Uniform tragend, ein Kriegskrüppel, ein Vertriebener, ein DDR-Flüchtling, der auch noch dankbar sein musste für die Kassenzulassung in Duisburg-Beeck, das mir als Kind eigentlich nur aus grauen Häusern unter grauem Himmel und riesigen Röhrenleitungen der Industrie zu bestehen schien – und dem Friedhof, wo er ziemlich genau vier Wochen nach seinem 60. Geburtstag begraben wurde. Wie könnte ich Spätgeborener ihm das fehlende Lachen auf den Fotos verdenken? Vielleicht hätte er mir ja immerhin erzählt, wie er eigentlich die beiden Bände der »Schlesischen Kern-Chronicke« über all die Katastrophen seines Lebens hinweg mitnehmen konnte. So bleibt mir die Geschichte dieses Teils meines oberschlesischen Erbes verborgen.

Und sonst? Die beiden Bände der »Schlesische Kern-Chronicke oder Kurtze jedoch gründliche Geographisch=Historisch=und Politische Nachricht von dem Herzogthum Schlesien«, gedruckt 1710 beziehungsweise 1711 in Nürnberg, die jahrzehntelang auf dem elterlichen Bücherregal standen, sind nun auch auf mich gekommen. Sie verraten mir so manches: Etwa, dass sich die Arztpraxis des Großvaters väterlicherseits in Groß Strehlitz in der Lublinitzer Straße 28 befand und unter der Telefonnummer 296 erreichbar war. Ob er diese Straße ausgesucht hat, weil er aus dem kaum 40 Kilometer entfernten Lublinitz stammte? Schwerlich, nehme ich an. Jedenfalls hat er offenbar Wert darauf gelegt, die Bücher als sein Eigentum zu kennzeichnen, denn seinen Praxis-Stempel hat er darin ausgiebig verteilt. Der Dr. med. Halamoda alias Dr. med. Paul Conrad Halder, schon drei Jahre vor meiner Geburt als gerade 60-Jähriger begraben weder in Groß Strehlitz noch in Lublinitz, sondern in Duisburg, in Beeck genau genommen. Sein rechter Unterschenkel allerdings, der war schon im September 1941 in der Nähe von Poltawa geblieben, in der heutigen Ukraine also, amputiert nach der Verwundung ... Von diesem mir unbekannt gebliebenen Opa kenne ich kein lachendes Foto. Aber zwei Bilder, die mich immer auf's Neue erschüttern: Der durchaus korpulente Mann, hoch zu Ross und mit durchgedrücktem Rücken in Uniform (er trägt sie so ganz anders als der andere Opa), 1939 aufgenommen und ein weiteres, das dürfte nicht vor Ende 1941 entstanden sein: abgemagert in der jetzt zu weiten Uniform, mit verschleiertem Blick, den Unterschenkel hat er, der stets mobile Landarzt, mittlerweile gegen das silberne Verwundetenabzeichen eingetauscht. In Beeck dann wieder auf dem Nullpunkt beginnen, ebenfalls aus der DDR geflohen mit Familie, aber wiederum ohne Sack und Pack, das war wohl zu viel für ihn. So bin ich ihm nicht begegnet, vielleicht – darf man so etwas sagen? – ist mir so seine Düsternis erspart geblieben. Die ihn um mehr als drei Jahrzehnte überlebende andere Oma, die hatte ihr eigenes Rezept gegen den Abstieg, der mit Vertreibung und Flucht verbunden war: sie negierte ihn, obwohl er ihr Leben seit 1945 dauerhaft prägte. Lieblingssatz: »Wer sind wir denn?« Ja, wer sind wir denn, wir zu Halders umbenannten Halamodas? Jedenfalls nicht mehr der ange-

Aber ich erfreue mich dennoch daran und lerne einiges. Zum Beispiel über den elterlichen Heimatort:



Sie stammten also aus dem Ort, der fast das Zentrum des Oppelischen war, aha.

Und zu unserer Studienreise zu den schlesischen Zisterzienserklöstern, allen voran nach Leubus, starte ich demnächst bestens präpariert.



Und der Patronin meines zweiten Vornamens begegne ich auch:



Da wäre dann als weiteres Teil meines oberschlesischen Erbes noch das Glaswappen von Groß Strehlitz, das jahrzehntelang bei meinen Eltern im Fenster hing. Nun ist es zu mir und damit nach Düsseldorf gelangt, in die Stadt, in der mein Vater Ende der 1950er Jahre sein Studium beendet hat. Merkwürdige Kreisbewegungen ...



Das also wäre mein oberschlesisches Erbe. Kein Haus, kein Garten. Nicht einmal die oberschlesische Heimat-Eiche, die mein Vater bei jener deprimierenden ersten und vermeintlich letzten Wiederbegegnung mit seiner Heimat in der Nähe von Groß Strehlitz ausgegraben und dann im Kofferraum versteckt nach Marquartstein transportiert hat. Solange er in Polen war stets befürchtend, im Falle der Ertappung und Sicherstellung des Bäumchens von den kommunistischen Behörden wegen Diebstahls polnischen Staatseigentums oder revanchistischen Forstfrevels oder irgendetwas in dieser Art eingesperrt zu werden. Womöglich gleich in dem immer noch bestehenden Gefängnis in Groß Strehlitz, in dem einer der Urgroßväter von mütterlicher Seite beschäftigt war, bitteschön, als Justizvollzugsbeamter. Da hätte er dann immerhin wieder zuhause gewohnt. Aber natürlich war's besser, dass er die kleine Eiche unbemerkt mitbringen konnte. Sie hat es indes nicht geschafft, dauerhaft Wurzeln zu schlagen in der oberbayerischen Erde – anders als ich und meine Geschwister. Kein Haus, kein Garten, kein Baum – und doch ist da so viel oberschlesisches Erbe! So habe ich, wenn ich heute gelegentlich, eigentlich zu selten, nach Oberschlesien komme, doch das freilich ein wenig unklare Gefühl: dies ist auch mein Land. In einer höchst immateriellen Art und Weise natürlich.

Also versuche ich es denn zu guter Letzt noch einmal: Ich bin ein Oberschlesier.

Hm, wenn ich's recht bedenke: ich bin's, nicht nur, aber irgendwie doch auch. ■

## Herta Müller, der Literaturnobelpreisträgerin aus dem Banat, zum 70. Geburtstag

VON PROFESSOR ANTON STERBLING

Herta Müller, die Literaturnobelpreisträgerin des Jahres 2009, die bei der Verleihung dieses Preises großzügig zugeneigte Worte für ihre Freunde, die ehemaligen Mitglieder der »Aktionsgruppe Banat«, fand, beging am 17. August 2023 ihren siebzigsten Geburtstag.



Bild: Wikipedia, © Dontworry

Sie wurde in Nitzkydorf geboren, besuchte 1968 bis 1972 das Lenau-Lyzeum in Temeswar (Timișoara) und studierte anschließend Germanistik und Rumänistik an der Temeswarer Universität, wobei sie in dieser Zeit auch Literatur zu schreiben begann und diese Schreibtätigkeit seither intensiv, in eigenwilliger Art und sehr erfolgreich fortsetzte.



Buchtitel: © Verlage

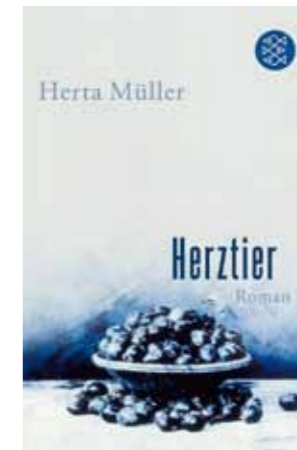
Erstausgabe »Niederungen«, Bukarest 1982

Bereits ihr erster Prosa-Band »Niederungen«, der 1982 gekürzt in Rumänien und 1984 sodann vollständig im Berliner Rotbuch Verlag erschien, fand gehörige literarische Anerkennung und wurde u.a. mit dem Debütpreis des Rumänischen Schriftstellerverbandes (1982) und dem Aspekte-Literaturpreis (1984) ausgezeichnet. Mit diesem Band und der lebhaften Resonanz, die er fand, intensivierte sich indes zugleich

die Bespitzelungen und sonstigen Maßnahmen der Securitate und begann die gegen sie gerichtete, durch den rumänischen Geheimdienst initiierte und orchestrierte Verleumdungs- und Hetzkampagne in bestimmten Kreisen der Banater Landsleute in Rumänien und in Deutschland, die auch nach ihrer Aussiedlung 1987 boshaft und hinterhältig fortgesetzt wurde. Nach alledem, das über sie bereits weltweit veröffentlicht wurde, kann man dem eigentlich kaum noch Neues zu ihrem Werk, ihrer Person und ihren vielzähligen Preisen und Ehrungen hinzufügen. Daher möchte ich meine Ausführungen zu ihrem runden Geburtstag auch bewusst recht subjektiv und persönlich halten.

Das für mich als Sozialwissenschaftler und Schriftsteller mit einem ähnlichen Erfahrungshintergrund wie Herta Müller Interessanteste und Wichtigste, das sie geschrieben, in ihrer Literatur erschlossen und überaus eindrucksvoll verarbeitet hat, sind die Wesenszüge wie auch die Schwächen einer Diktatur, wie diese nicht zuletzt im nationalkommunistischen Rumänien unter dem Ceaușescu-Regime zu erleben waren. In einem bereits 2003 verfassten Beitrag versuchte ich zu zeigen, wie sich die in den gängigen Totalitarismustheorien festgehaltenen Merkmale totalitärer Diktaturen überaus trefflich und zugleich schrecklich bedrückend in den literarischen Arbeiten Herta Müllers veranschaulicht finden.

Ihre Romane und Reflexionen und insbesondere der Roman »Herztier«, auf den sich meine Analysen hauptsächlich bezogen, lehren uns zu sehen und zu verstehen,



dass eine Diktatur nicht nur ein wohldurchdachtes und durchorganisiertes Herrschaftssystem, sondern die Summe vieler einzelner kleiner Dinge ist, die in nahezu sämtliche Winkel des alltäglichen Lebens und Denkens der Menschen reichen. Die ständige Präsenz und die willkürliche Androhung von Gewalt bewirken psychische Verletzungen und führen zu Dispositionen

und Zuständen, wie sie in Diktaturen typisch sind, wobei die diktatorische Herrschaft natürlich auch über eigene Anreiz- und Belohnungssysteme verfügt, wie Herta Müller etwa am Beispiel sozialer Aufsteiger oder abgestufter Privilegien zeigte. Schließlich ist die Diktatur auch ein Kampf gegen die Denkenden, gegen die Intellektuellen, die Intellektuelle sind oder nur bleiben können, wenn sie nicht den Bestrebungen der Diktatur gefügig und damit eine Karikatur ihrer selbst werden. Im Sinne der literarischen Ausführungen Herta Müllers könnte man synoptisch befinden: Die Diktatur erreicht dann ihren gesellschaftlichen Zielzustand – und darauf arbeitet sie wohl auch unentwegt und mit allen Mitteln hin –, wenn in den Köpfen aller ständig »der gleiche Film abläuft«.



Von ähnlicher Bedeutung und wahrscheinlich noch größerer Reichweite wie die literarischen Arbeiten zu dem Themenkreis der totalitären Diktatur ist sicherlich auch Herta Müllers Roman »Atemschaukel«, der die Verleihung des Literaturnobelpreises an sie bekanntlich mitbegründete. In diesem Werk findet sich in eindrucksvoller literarischer Verarbeitung und zugleich mit außergewöhnlicher

sprachlicher Sensibilität das kollektive Trauma der bürokratisch geplanten und durchorganisierten Massendeportation der Deutschen aus Rumänien und aus anderen Ländern des sowjetischen Einflussgebietes am Ende des Zweiten Weltkrieges verdichtet; also die bedrückenden Erfahrungen der Zwangsarbeit unter einem inhumanen Lagerregime, mit strengen, gewaltgestützten Regelungen, Zwängen, Kontrollen, Demütigungen, Schikanen und Repressionen, unter oft rudi-

mentären Unterbringungs-, Hygiene- und Lebensbedingungen, bei im Winter eisiger Kälte, häufiger Krankheit, nahezu ständigem Hunger, körperlicher Schwäche, Gebrechlichkeit und vielfach eingetretenem Tod. Dies sollte auch und gerade in unserer Zeit eine sehr eindringliche Erinnerung und Mahnung, angesichts des brutalen Überfalls der Ukraine durch Russland und den dabei erfolgten und bekannt gewordenen Gräueltaten darstellen.

**N**un noch einige Anmerkungen zu meinem persönlichen Verhältnis zu Herta Müller.  
**An meinen »Prozess« Ende des Jahres 1970, nach einem »demonstrativen Fluchtversuch«, erinnere ich mich nur ungerne. Lediglich eine Episode fiel mir später öfter ein, nämlich die, dass ich aus dem Gefängnis in einem Kastenwagen zum Gericht gebracht wurde und unter Bewachung durch schwer bewaffnete Sicherheitskräfte und in Handschellen mit einigen anderen Häftlingen, die an diesem Tag ihre Gerichtsverhandlungen hatten, aus dem Fahrzeug ausstieg und dabei flüchtig eine Schülergruppe vor dem Gerichtsgebäude wahrnahm. Unter diesen befanden sich – wie mir erst später bewusst wurde – auch Gerhard Ortinau, späterhin Gründungsmitglied der Aktionsgruppe Banat, und Herta Müller. Wie ich nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis erfuhr, wollten sie an der Gerichtsverhandlung teilnehmen, wurden aber nicht zugelassen.**

Beide haben mir dies übrigens im vorletzten Jahr, also 2021, nochmals auf Nachfrage persönlich bestätigt. Diese damals nicht ganz ungefährliche Anteilnahme und Solidaritätsbekundung durch beide und einige andere Schüler, die mir größtenteils unbekannt blieben, begründeten von meiner Seite eine unerschütterliche Freundschaft zu beiden – für immer.

**A**n etwas recht Alltägliches erinnere ich mich ebenfalls noch gerne. Es war kurze Zeit nach der Ausreise Herta Müllers und Richard Wagners im Jahr 1987 als ich sie, zusammen mit Gerhardt Csejka, renommiertes rumäniendeutscher Literaturkritiker, und meiner Frau, in Berlin besuchte. Richard Wagner, ihr damaliger Ehemann, war zum Zeitpunkt unseres Besuches allerdings verrentet, Herta empfing uns indes sehr liebevoll und vertraut, so als ob keine Zeit zwischen unserem Abschied im Banat Mitte der 1970er Jahre und dem damaligen Wiedersehen in ihrer Wohnung in der Kufsteiner Straße in Berlin gelegen hätte. Sie hatte zudem ein vorzügliches Gulasch für uns gekocht. Dazu gab es auch einen Wein, wenn ich mich recht erinnere, und ein langes, lebhaftes und intensives Gespräch. Es erschien mir damals wie ein Erlebnis zwischen oder auch jenseits von Welten und Zeiten, eine Begegnung zwischen »noch nicht« und »nicht mehr«, wenn man es in vertrauten Worten aus der Literatur ausdrücken möchte.

**N**ochmals ein Zeitsprung ins Jahr 2008. Nach einer Lesung Herta Müllers in der Stadtbibliothek in Görlitz saßen wir mit ihr und mit Ernest Wichner, einem anderen ehemaligen Mitglied der Aktionsgruppe Banat, und seiner Frau wie auch mit Andreas Schönfelder von der Umweltbibliothek Großhennersdorf und dessen aus Rumänien stammenden Frau bis in die frühen Morgenstunden in unserer Görlitzer Wohnung zusammen. Das Gespräch bezog sich vielfach auf die Machenschaften der Securitate und die Tätigkeit ihrer Spitzel, Helfer und Helfershelfer, deren erschreckende Tragweite erst nach der Öffnung der Archive und der Zugänglichkeit zumindest eines Teils der Securitateakten sichtbar wurde. Wir sprachen dabei natürlich auch über die Schamlosigkeit und Dreistigkeit einiger dieser Zuträger der Securitate aus dem Kreis deutscher Schriftsteller und Intellektueller aus Rumänien, die bereits in den 1980er Jahren auch in Deutschland, als Auslandsagenten des rumänischen Geheimdienstes, ihre heimtückischen Desinformationsumtriebe und Hetzkampagnen fortsetzten und die – nach ihrer nachweislichen Enttarnung – statt sich bei ihren Opfern zu entschuldigen, diesen mit rechtlichen Schritten drohten und später sogar Prozesse gegen sie führten, so dass manche Opfer auf Grund dieses schamlosen und zynischen Verhaltens ein zweites Mal gedemütigt und zu Opfern wurden.

**E**s sollte doch wirklich nicht sein, so möchte man heute denken, dass das durch die kommunistische Diktatur und die Securitate auch unter den Deutschen in Rumänien hinterhältig verbreitete Gift der Bespitzelungen, Intrigen, Verleumdungen usw. wegen der offenbar unbelehrbaren Dummheit, Blindheit oder Befangenheit einiger in die Irre geleiteter oder sich sogar in die Dienste der Securitate auf ewig gestellt fühlender Landsleute so zerstörerisch, verletzend und schmerzhaft weiter wirkt. ■



**Prof. Dr. Anton Sterbling** ist Professor für Soziologie und Schriftsteller. Geboren wurde er 1953 in Groß-Sankt-Nikolaus/Sânnicolau Mare im Banat und war Mitbegründer der regimekritischen rumäniendeutschen Autorengruppe »Aktionsgruppe Banat«. 1975 siedelte Anton Sterbling in die Bundesrepublik Deutschland aus. Nach sozialwissenschaftlichem Studium und langjähriger Lehrtätigkeit an verschiedenen Hochschulen trat er 2019 in den Ruhestand.

## Richard Wagner und die Folgen

VON HORST SAMSON

### Nachruf und einführende Sätze über den Aufbruch in die literarische Moderne

Richard Wagner (geboren am 10. April 1952 in Lowrin, im rumänischen Banat, gestorben am 14. März 2023 in Berlin) sprühte noch vor Ideen, als ich ihn das letzte Mal in Berlin traf, aber sein Körper befand sich damals bereits im Zustand der permanenten Revolte. Unerbittlich, kein Nachgeben, kein Verhandeln, es nutzte keine Bestechung, keine Arznei brachte definitive Abhilfe. Parkinson, diese hinterlistige, unheilbare Krankheit hatte ihn im eisernen Griff.



**R**ichard Wagner versuchte mit seinem Buch »Herr Parkinson« dem grausamen Herrn den Schneid abzukaufen, aber kurze, vermeintliche Siege über Herrn P. erwiesen sich seit jeher als trügerisch. »Herr Parkinson verwirrt den Körper und lässt den Kopf zuschauen«, hatte Richard Wagner in seinem Buch vermerkt. Und er schrieb weiter: »Es war eine Stimme im Zimmer, eine fragende Stimme. Ich horchte dem fragenden Tonfall nach. Wo willst du eigentlich begraben sein, fragte die Stimme, die akustisch von einem Krächzen begleitet wurde, einem Verlegenheitskrächzen. Es war die Stimme eines Freundes. Sie hing irgendwo an der Decke, ich konnte sie nicht sehen. Die Stimme meines Freundes war nicht tief genug, um meinen Nacken abzustützen. In einem Waldfriedhof am Rand der Stadt, hörte ich mich sagen. Ich hätte gerne gesagt: In einem Waldfriedhof am Rand der Welt. Wo sich die Eidechsen unter dem Lorbeer verstecken und aufgeregte Vogelstimmen den Toten die Verstecke melden.« Diese Worte blieben mir im Ohr. Ich begegnete ihnen später auf dem Papier, erkannte sie und den Urheber dieser Verzweigung, jenen fiesigen Herrn P.! Er hatte Richard Wagner aus seiner Kreativität herausgerissen, wie man einen Rettich aus dem Boden zupft.

**R**ichard Wagner gehörte 1972 als Germanistikstudent der Universität Temeswar (Timișoara) zu den Gründern der später als »Aktionsgruppe Banat« (1972–1975) bezeichneten Autorenvereinigung, deren unumstrittener Kopf er war. Er war der Vordenker und Formulierer, der – wie ich ihn bezeichnete – »Herzschrittmacher« jener an Literatur interessierten Gruppe aus begabten Studenten und Gymnasialschülern, die er um sich geschart hatte: Anton Sterbling, Rolf Bossert, Werner Kremm, Gerhard Ortinau, Johann Lippert, Albert Bohn, William Totok, Ernest Wichner. In der von Eduard Schneider herausgegebenen Anthologie »Wortmeldungen« (Facla Verlag Temeswar, 1972) fanden sie ein erstes Forum, ihre Gedichte in Buchform zu veröffentlichen. Engagiert und programmatisch entwickelten die jungen Dichter als »Brechtianer« neue Ansätze des Schreibens, anders als die unmittelbare Schriftsteller-Generation vor ihnen sie bereits praktizierte. Daraus ergab sich eine produktive Konfrontation von Alt und Neu in dem vom Journalisten und Dichter Nikolaus Berwanger geleiteten Literaturkreis »Adam Müller-Guttenbrunn« der Temeswarer Schriftstellervereinigung, der sich bis zu seiner Auflösung im Oktober 1984 zum wichtigsten literarischen Diskussionsforum der rumäniendeutschen Literatur mausern sollte. Bezeichnenderweise drehte sich das Rad der literarischen Erneuerung und des Übergleitens in die Moderne exklusiv rings um die Dichtkunst.

Richtig ist, Richard Wagner hat literarisch viel erreicht, er hat ein großes Werk hinterlassen und hätte durchaus auch den Nobelpreis bekommen können, etwa für sein wunderbares Buch »Habseligkeiten«, eine hinreißend komponierte Banater Familiensaga im Strudel der großen Geschichte, ein meister-

haft geschriebenes Panorama, großartig erzählt. Als Mensch hatte Wagner hingegen große Schwachstellen, als politischer Kopf und Vordenker aber war er brillant, schon als Gymnasiast.

Im Literaturbetrieb seiner Zeit war er ein Erneuerer, ein Impulsgeber, auch ein Ausnahmekönner, ausgewiesen durch zahlreiche Bücher, die hier nur exemplarisch und stellvertretend für sein literarisches Wirken angeführt seien, da man sein Gesamtwerk auf »Wikipedia« recherchieren kann, sei es im Bereich der Lyrik (»Klartext« oder »Hotel California 1 & 2«), sei es im Bereich der Essayistik (»Es reicht«), sei es im Bereich der Kurzprosa (»Die Invasion der Uhren«) oder der Kinderliteratur (»Anna und die Uhren«) und so weiter. Nur der Dramatik hat er sich kompromisslos verweigert, obwohl er – da bin ich mir sicher – auch das gekonnt hätte.

Richard Wagner etablierte sich von Anfang an, noch als Schüler, als außergewöhnlich begabt und rhetorisch versiert, er formulierte die Positionen seiner Generationskollegen prägnant und unwiderstehlich.

**N**eben seinem literarischen Oeuvre profilierte er sich 2009/2010 auch als politischer Publizist strenger Aufklärer der Verstrickungen von Schriftstellern in die Aktivitäten des rumänischen Geheimdienstes Securitate, als sich, im Zuge der Aufarbeitung der Verbrechen in der Diktatur Nicolae Ceausescu der Verdacht faktisch erhärtete, dass einige rumäniendeutsche Autoren mit der Securitate zusammengearbeitet hätten. Wagner forderte damals die »schonungslose Aufklärung der Securitate-Verstrickung Pastiors«, den er an anderer Stelle einen »Meister der Duplizität« bezeichnete, wobei er auch die Haltbarkeit der Oskar-Pastior-Stiftung in Frage stellte, wie in der »Wikipedia« nachzulesen ist. Wagner betrachtete Pastiors Werk als »ein Feuerwerk an Sprachartistik«, dem aber »jede moralische Begründung« fehle. Sich selber gegenüber blieb Wagner allerdings – und das gehört zur Wahrheit dazu – bis zuletzt unkritisch. Der Dichter Franz Hodjak erkannte schon früh Wagners literarische Begabung und schrieb über seine Lyrik bereits 1973: »Wagners Gedichtstrukturen sind äußerst luzide durchkomponiert und lassen deutlich zwei Tendenzen erkennen: einerseits die Neigung zu einer überaus plastischen Vergegenständlichung der lyrischen Substanz und andererseits den Hang zum abstrakteren poetischen Diskurs. Der poetische Diskurs ist immer nüchtern, unterkühlt, mit kargem Wortmaterial aufgebaut, er wird zielbewusst gestartet, verläuft sich dann scheinbar in ganz Belanglosem, um überraschend in eine effektvolle, genau vorausberechnete Schlusspointe einzumünden.« Die Lyrik, die Wagner nach seiner Ausreise in die Bundesrepublik schrieb, wandelte sich mit seiner Lebenswelt und wurde introspektiver, knapper und schließlich wieder aphoristischer, zuletzt sogar exemplarisch grandios. Eines seiner bedeutendsten Gedichte, das auch die Zeiten in

herausragender Stellung überdauern wird, ist sein wahrhaft bedeutendes, umfassendes und kreativ bezauberndes Gedicht »Banater Elegie«, erstmals erschienen in der von mir in Absprache mit Wagner unter der Schlagzeile »Richard Wagner und die Folgen« zusammengestellten Sonderausgabe der 40. Ausgabe der Literaturzeitschrift »Matrix« des Pop Verlags Ludwigsburg. Während wir Stapel von Papieren durchforsteten zog er daraus ein Gedicht hervor und forderte mich auf, seinem Vortrag zuzuhören. Es war die »Banater Elegie«, ein bedeutsames Gedicht, das wie kein anderes das Leben und die Geschichte der Banater Schwaben präzise, geistreich und in Wagners bezeichnenden nüchternen Diktion aufruft und festschreibt.

**A**ls systemkritisch engagierter Dichter hat Richard Wagner zusammen mit Herta Müller, Johann Lippert, William Totok, Balthasar Waitz, Helmuth Frauendorfer und mir in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts das Regime frontal herausgefordert, eine Aktion, die unter der Schlagzeile »Brief an die Macht« Eingang in die Literaturgeschichte fand. Im jugendhaften Elan und linkspolitischen Streben nach Erneuerung der erstickenen Verhältnisse einer korrupten Diktatur kommunistischer Eliten merkten wir überhaupt nicht, dass wir eines Tages die rote Linie überschritten hatten. Es galt, die Zelte in Würde abzubauen. So als hätte der rumänische Geheimdienst Friedrich Hölderlin gelesen, hieß es ab 1987 dann nur noch: »Ins Offene!«. Leben war plötzlich nicht mehr alles, es ging aus damaliger Perspektive ums krude Überleben. »Über das Leben der meisten lässt sich nur sagen, dass sie sehr, sehr lange nicht gestorben sind.« giftete Karl Kraus. Und solchem Schicksal, da waren wir unisono und konsequent entschlossen, wollten wir entgehen. Also gingen wir. Ins Exil. Nicht freiwillig, aber es war der einzige noch gangbare Weg.

**I**n der Bundesrepublik Deutschland angekommen setzte Wagner mit Büchern wie »Ausreiseantrag« (1988) und »Begrüßungsgeld« (1989), beide im Luchterhand Verlag Darmstadt erschienen, gleich zwei markante Positionspunkte, die Aufsehen erregten, da sie literarisch die Aussiedler-Problematik analytisch aus ungewöhnlicher Perspektive beleuchteten und tiefere Einblicke in diese dramatische Materie vermittelten. Im gleichen Verlag zeigte Wagner mit seinen Gedichtbänden »Rostregen« (1986) und vor allem mit »Schwarze Kreide« (1991), den eindringlichen, einfallreichen und sprachkritischen Belichtungen der Zerrissenheit des Dichters als Weltergründer und Flaneur zwischen Fremde und Selbstentfremdung. »Heiße Maroni« (DVA, Stuttgart 1993) und »Mit Madonna in der Stadt« (Lyrikedition 2000, München), untermauern Wagners dichterisches Werk, das in dem antho-

**S**o als hätte der rumänische Geheimdienst Friedrich Hölderlin gelesen, hieß es ab 1987 dann nur noch: »Ins Offene!«.

logischen Gedichtband »Gold« (Aufbau Verlag, 2017) als eine Art lyrisches Vermächtnis aufgerufen wird, das aber de facto noch umfassender ist, als dort dargestellt. Wagner sollte sich mit provokanten Thesen, wie in seinen Büchern »Der deutsche Horizont – Vom Schicksal eines guten Landes« (Aufbau Verlag 2006) und »Es reicht. Gegen den Ausverkauf unserer Werte« (Aufbau Verlag, 2008) auch als scharfsichtiger und scharfsinniger Essayist etablieren. In dem einen Buch plädiert er virtuos aus nationalkonservativer Sicht für eine »tabufreie, selbstbewusste Nation«, mit dem anderen Buch schreibt er eine fulminante Streitschrift zur Verteidigung Europas als Kontinent der Aufklärung aus Sicht des Analytikers, der sich an der Transformation und Deformation des christlichen Abendlandes zum McAbendland reibt und Werte wie Freiheit, Gleichstellung, Demokratie und Selbstverantwortung verfehlt. Auch als Romancier schreibt sich Wagner in die deutsche Literaturgeschichte ein, wobei neben seinem Glanzstück »Habseligkeiten« noch

so hervorragende Romane wie »Miss Bukarest« (2001) »Das reiche Mädchen« (2007) oder »Belüge mich« (2011) stehen. Richard Wagner hat sich summa summarum als ein vielseitiger literarischer Könnler und brillanter Beobachter unserer Zeit in die Literatur eingeschrieben, mit Elke Heidenreich vermerkt: »Ein Autor, den Sie unbedingt entdecken sollten.« ■

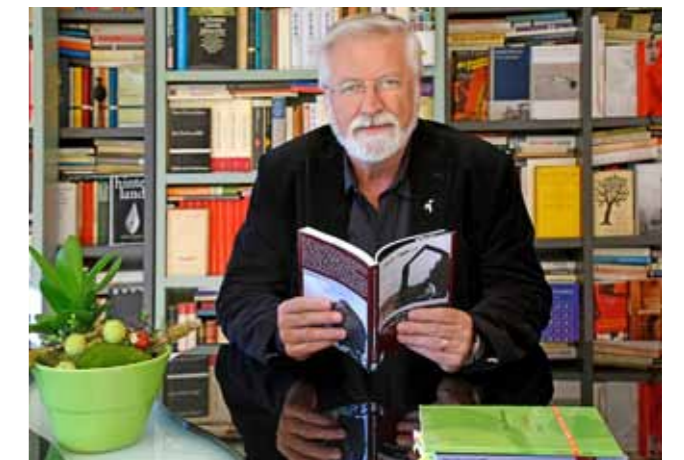


Bild: © Edda Samson

**Horst Samson**, geboren am 4. Juni 1954 im Weiler Salcimi (Bărăgan/Rumänien) ist Lehrer, Journalist, Dichter und freier Autor. Zusammen mit der Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller gehörte er zum engsten Freundeskreis der »Aktionsgruppe Banat«. Im Oktober 1984 war Samson in der Affäre »Brief an die Macht« der Wortführer der protestierenden Schriftstellergruppe. 1985 wurde er mit Publikationsverbot belegt und von der Securitate bedroht. Samson emigrierte schließlich am 6. März 1987 in die Bundesrepublik Deutschland. Heute lebt er in Neuberg bei Frankfurt am Main.



## Die Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus lud zum virtuellen Europa-Picknick ein

VON ADA CRISTIAN

### Gemeinsames Kochen und Essen

Der 5. Mai 2023 – ein ganz normaler Freitag. Oder doch nicht? Für unsere Klasse, die 10. A des Samuel-von-Brukenthal-Gymnasiums aus Hermannstadt stimmt das nicht so ganz. Während die Kollegen anderer Klassen ihrem Schulalltag nachgingen, banden wir unsere Schürzen um und setzten die Kochhauben auf, um an einem Europa-Picknick teilzunehmen. Was genau bedeutet das?

Anlässlich des Europatages lud die Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus des Landes Nordrhein-Westfalen Schülergruppen aus Düsseldorf, Solingen, Vilnius, Katowice und Hermannstadt zu einem gemeinsamen virtuellen Essen ein. Im Vorfeld wählten wir zwei Rezepte aus der rumänischen Küche aus und als landestypische Kleinigkeit die beliebten Pufuleți. Als Rezeptvorschlag nannten wir die beliebte Kekswurst und den schmackhaften Auberginensalat. Zudem kamen wir der Aufforderung nach, zum besseren Kennenlernen ein Video über uns, die Schule und die Stadt zu drehen, wobei uns Frau Prof. Cristina Varga unterstützte. Danach folgte der lang erwartete Rezeptaustausch. Was würden wir wohl zubereiten müssen? Wir erhielten aus Deutschland die Rezepte für Brezeln und Kartoffelsalat.

Dann kam endlich der Freitag, der Tag des Picknicks. Um acht Uhr trafen wir uns im Gemeindezentrum »Grüne Kirchenburg« in Hammersdorf, wo wir von Frau Roswitha Scherer, der Kuratorin vor Ort, von George Sasu, dem Küster, und von Pirmin Hinderling, dem Freiwilligen bei der Hermannstädter evangelischen Kirchengemeinde A. B., empfangen wurden. Unter der fachmännischen Anleitung von Frau Scherer hieß es nun, Zwiebeln schälen, waschen, schneiden, den Brezelteig kneten, formen und backen. Zur Seite standen uns auch unsere Lehrerinnen, Frau Cristina Varga und Frau



Bianke Grecu. Wenn 26 Schülerinnen und Schüler in einer Küche beschäftigt sind, ist es nicht immer leicht, sei es das einfache Gemüseschneiden oder das komplizierte Kartoffelschälen. Die bunten Schürzen und die weißen Kochhauben ließen uns wie richtige Chefköche aussehen. Das virtuelle Picknick rückte heran...

Wir deckten den Tisch und dekorierten ihn entsprechend dem Europatag. Wie vereinbart loggten wir uns um 13 Uhr ein. Auf dem Monitor erschienen außer der Koordinatorin des Projektes, Frau Sabine Grabowski von der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus, Schülerinnen und Schüler aus Deutschland, Polen und Litauen. Fröhlich begrüßten wir uns mit den EU-Flaggen und warteten neugierig auf die Präsentationen. Jede Schule stellte jeweils die Gerichte, die sie vorbereitet hatte, vor und erzählte über ihre Erfahrung beim Zubereiten. Währenddessen genossen wir unsere selbst gebackenen knusprigen Brezeln und den leckeren Kartoffelsalat. Es war ein wirklich besonderer Tag, der uns als Team gestärkt und uns einen Einblick in andere Kulturen ermöglicht hat. Das etwas ungewöhnliche virtuelle Meeting war eine neue Erfahrung für uns. Herzlichen Dank für die Einladung. Auch nächstes Mal sind wir gerne dabei. ■

## Ungewöhnliches »Denkmal« für einen Baltendeutschen. Der Spielfilm »Operation Mincemeat« (Großbritannien/USA 2021) und Alexis von Roenne (1903 – 1944)

VON WINFRID HALDER

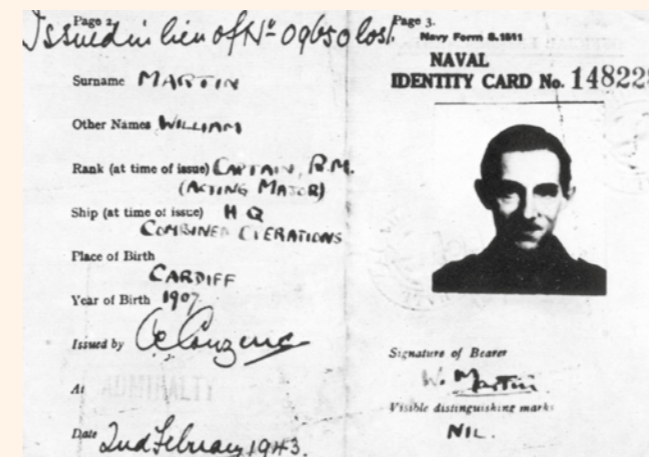


Bild: Wikipedia

Als in Stalingrad an der Jahreswende 1942/43 die 6. Armee unterging, als vor 80 Jahren also aufgrund von Hitlers völlig unverantwortlichem Haltebefehl Zehntausende von deutschen und sowjetischen Soldaten in der Industriestadt an der Wolga sinnlos zugrunde gingen, wurde im fernen London bereits für die nächste Kriegsphase geplant. Zwar erlitt die deutsche Wehrmacht gerade ihre bislang katastrophalste Niederlage, gleichwohl befand sich noch der größte Teil Europas unter deutscher Besatzungsherrschaft: Frankreich, die Niederlande und Belgien, Dänemark, Norwegen, Polen, die Tschechoslowakei, Teile Jugoslawiens, Griechenland und natürlich auch noch immer große Teile der Sowjetunion litten massiv unter der Herrschaft NS-Deutschlands oder der von dessen wichtigsten Verbündeten Italien, Ungarn und Rumänien.

Der auf »Major William Martin« ausgestellte Ersatzausweis, mit dem der Leichnam ausgestattet wurde.

Rigorose wirtschaftliche Ausbeutung und Verbrechen gegen Kriegs- und Völkerrecht waren dabei an der Tagesordnung, der Massenmord an den europäischen Juden und anderen rassistisch verfolgten Bevölkerungsgruppen war in vollem Gang. Auf den britischen Inseln waren sich die Regierung unter Premierminister Winston Churchill und die militärische Führung mit der verbündeten US-Regierung unter Präsident Franklin D. Roosevelt einig, dass zur vollständigen Niederwerfung der NS-Herrschaft und der Befreiung Europas das militärische Vordringen auf den vorderhand deutsch besetzten Kontinent unumgänglich war. Auch der sowjetische Diktator Stalin forderte längst die »zweite Front« in Europa. Die zentrale strategische Frage war dabei zunächst: Wo sollte dieser Vorstoß beginnen? Sollte das bereits wankende Italien unter Mussolini das erste Ziel sein? Oder Frankreich, dessen Londoner Exilregierung unter General Charles de Gaulle naturgemäß darauf drängte, das eigene Land zuerst zu befreien? Oder doch Griechenland? Ein Angriff zunächst im Mittelmeerraum schien naheliegen, denn in Nordafrika operierten große Teile der britischen Armee und schlugen das deutsche »Afrikakorps«, das am 12./13. Mai 1943 kapitulierte – also nicht einmal drei Monate nach der 6. Armee in Stalingrad. Dabei gerieten etwa 150.000 deutsche und 125.000 italienische Soldaten in Kriegsgefangenschaft – sie hatten indes ungleich größere Überlebenschancen als die etwa 90.000 vorerst Über-



Bild: Wikipedia

Charles Cholmondeley und Ewen Montagu am 17. April 1943 bei der Überführung der Leiche nach Schottland.

lebenden der 6. Armee. In Marokko und Algerien waren zudem schon seit ihrer ersten erfolgreichen Großlandoperation im November 1942 Zehntausende von US-Soldaten zugegen. Die Frage, welches nächste Ziel die westalliierten Streitkräfte auf der anderen Seite des Mittelmeers angreifen würden, eine der großen italienischen Inseln wie Sardinien oder Sizilien oder eben doch Griechenland, beschäftigte selbstverständlich auch die militärischen Planer auf deutscher Seite. Denn von der Einschätzung der nächsten Zwischenzielsetzung musste auch der Kräfteinsatz der ohnehin bereits massiv geschwächten deutschen Wehrmacht abhängen. Wo also war der Landungsversuch der britisch-amerikanischen Truppen am ehesten zu erwarten? Wo sollten demnach die zu dessen Abwehr noch vorhandenen deutschen Truppen konzentriert werden? Denn da es sich um feindliche Angriffsoptionen mit einer sehr großen geographischen Spannweite handelte und da rasche Verlegungen größerer Kontingente von Soldaten mit der zugehörigen Bewaffnung und dem Material nicht möglich waren, hingen von der richtigen Schwerpunktsetzung von vornherein die Chancen für einen Abwehrrfolg ab. Mit den damals vorhandenen Mitteln der (Luft-)Aufklärung war aber über die Ausrichtung der feindlichen Vorbereitungen allenfalls bedingt Klarheit zu gewinnen.

**D**ass die deutschen Generalstäbler über die Beantwortung dieser Frage grübelten, war auch dem britischen Militärgeheimdienst klar. Und diesem lag wiederum zuallererst daran, die deutschen Feinde über die tatsächlichen strategischen Absichten auf britisch-amerikanischer Seite im Unklaren zu lassen – oder aber sogar bewusst zu täuschen. So entstand schon um die Jahreswende 1942/43 die Grundidee zu der Geheimdienstoperation, die den Decknamen »Mincemeat« erhalten sollte. Für deren Entwicklung und Durchführung waren die beiden Geheimdienstoffiziere Charles Cholmondeley und Ewen Montagu hauptverantwortlich. Churchill hatte – wengleich einen Erfolg des Vorhabens vorab stark bezweifelnd – seine Zustimmung gegeben. Cholmondeleys und Montagus Grundidee bestand darin, dem deutschen Militärgeheimdienst vermeintlich »zufällig« angeblich streng geheime Dokumente zuzuspielen, die Grie-

chenland als nächstes Invasionsziel auswiesen – obwohl in Wahrheit längst Sizilien als solches festgelegt war. Die Übermittlung dieser gezielten Fehlinformation musste in einer Form erfolgen, welche die deutsche Seite an deren Echtheit glauben ließ, um daraus die falschen Schlüsse zu ziehen und die deutschen Truppen in Griechenland zu verstärken. In einer akribisch vorbereiteten Aktion ließen Cholmondeley und Montagu schließlich den zuvor mühevoll vor Verwesung geschützten Leichnam eines Obdachlosen, der als britischer »Major William Martin« eine falsche Identität erhielt, durch ein U-Boot vor der spanischen Küste aussetzen. Dies geschah in den frühen Morgenstunden des 30. April 1943. Wunschgemäß wurde »Major Martins« Körper angetrieben, von einem spanischen Fischer geborgen und den Behörden übergeben. Ebenso wunschgemäß wurden im formal neutralen Spanien aktive deutsche Agenten auf den Vorfall aufmerksam, bei dem offenbar ein bei einem Flugzeugabsturz vor der Küste umgekommener britischer Offizier, der eine Aktentasche mit Geheimdokumenten ans Handgelenk gekettet hatte, nach Spanien gelangt war. Bei einer Obduktion der Leiche stellte ein spanischer Pathologe fest, dass der Mann offenbar erst vor kurzem ertrunken war – Cholmondeley und Montagu hatten einen Toten ausgewählt, der in Wahrheit an einer Lungenentzündung verstorben war. Das aber war selbst für Experten einige Zeit nach dem Tod kaum von einem Ertrinkungstod zu unterscheiden. »Major Martin« hatte zudem allerhand persönliche Gegenstände bei sich, so ein Foto einer nicht existierenden Verlobten (in Wahrheit das Porträt einer Geheimdienstmitarbeiterin), entwertete Tickets für eine Theateraufführung in London wenige Tage vor seinem vermeintlichen Tod und dergleichen mehr. Die insgeheim mit NS-Deutschland kooperierenden spanischen Behörden des diktatorischen Regimes unter General Francisco Franco machten den deutschen Agenten die »streng geheimen« dienstlichen Briefe aus »Major Martins« Aktentasche zugänglich. Anschließend wurde der Leichnam beigesetzt, seine Hinterlassenschaften wurden, scheinbar korrekt als neutraler Staat handelnd, der britischen Vertretung in Madrid übergeben. Allerdings konnten die britischen Geheimdienstexperten ermitteln, dass die angeblich ungeöffneten Briefe doch gelesen worden waren. Deren Inhalt



Bild: Wikipedia

Eine MI5-Mitarbeiterin am Strand. Dieser gewöhnlich aussehende Schnappschuss sollte andere Dokumente, die zusammen versteckt wurden, authentischer erscheinen lassen.

Diese Dokumente wurden an deutsche Agenten weitergegeben, nachdem sie bei einer »angeschwemmten« (in Wirklichkeit vom britischen Geheimdienst platzierten) Leiche gefunden worden waren.

Sie legten nahe, dass die Alliierten keine Invasion Südeuropas über Sizilien planten. Dies führte zu einer Schwächung der deutschen Verteidigung Siziliens, was den späteren Angriff der Alliierten begünstigte.

wurde der zuständigen Stelle beim deutschen Militärgeheimdienst, der Abteilung Fremde Heere West (FHW) in Zossen bei Berlin übermittelt.

**H**ier nun kam Alexis von Roenne ins Spiel, denn dieser war im Range eines Obersten seit dem 1. März 1943 der Chef der Abteilung FHW. Am 22. Februar 2023 war des 120. Geburtstages von Roennes zu gedenken. Er wurde 1903 im damals zum russischen Zarenreich gehörenden Tuckum (heute lettisch Tuckums) geboren. Seine Heimatregion war also das historische Kurland, das seit den 1230er Jahren vom Deutschen Orden erobert worden war. Bereits zuvor hatte es dort deutsche (Hanse-)Kaufleute gegeben. Die von Roennes waren eine von vielen baltendeutschen Adelsfamilien, die über Jahrhunderte in Kurland lebten, welches erst 1795 an das Zarenreich fiel. Viele dieser Familien mussten erst mit dem Ersten Weltkrieg eine endgültige Entscheidung treffen, ob sie auf deutscher oder russischer Seite stehen wollten.

Alexis von Roenne, noch zu jung für eine Teilnahme am Ersten Weltkrieg, ist in Mitau (heute lettisch Jelgava), in der Nähe von Tuckum und schließlich im pomerschen Treptow an der Rega (heute polnisch Trzebiatów) aufgewachsen. Nach dem Abitur 1920 hat er zunächst für eine Versicherungsgesellschaft gearbeitet, sich dann aber 1924 doch für eine Laufbahn als Berufsoffizier in der damals zahlenmäßig kleinen Reichswehr entschlossen. Er trat in das Infanterieregiment Nr. 9 in Potsdam ein, ein Sammelbecken besonders vieler adeliger Offiziere und Offiziersanwärter, die gemäß eigenem Selbstverständnis die Tradition der nicht mehr existierenden preußischen Garderegimenter fortsetzten – daher der Spitzname des Regiments »Graf Neun«. Alexis von Roenne wurde später zum Generalstabsoffizier ausgebildet, seine Karriere erhielt – wie im Falle so vieler Anderer – durch die massive Aufrüstung des NS-Regimes seit 1935 einen starken Impuls. Zwischen 1937 und 1940 tat er erstmals als Referent Dienst in der Abteilung FHW. Im Range eines Majors machte er anschließend den

Feldzug gegen Frankreich mit. Seit dem Beginn des Angriffs der Wehrmacht auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 war von Roenne an der Ostfront als Aufklärungsoffizier eingesetzt. In der Sowjetunion wuchsen rasch seine längst vorhandenen Zweifel an der NS-Führung, da die massiven Verbrechen dort einem Offizier in seiner Stellung nicht verborgen bleiben konnten. Nach einer schweren Verwundung war von Roenne längere Zeit im Lazarett, später übernahm er, inzwischen zum Oberst befördert, die Leitung der Abteilung FHW. Damit war er führend für die geheimdienstliche Ermittlung und Bewertung des Einsatzes der feindlichen westalliierten Streitkräfte verantwortlich. Sein »Kollege« in der benachbarten Abteilung Fremde Heere Ost war übrigens Reinhard Gehlen. Der in Erfurt geborene und in Breslau aufgewachsene Gehlen wurde später der Gründer und erste Leiter des Bundesnachrichtendienstes.

**B**is heute ist unklar, ob der kluge und erfahrene Geheimdienstoffizier Alexis von Roenne tatsächlich auf die Finte Cholmondeleys und Montagus »hereingefallen« ist.

**A**uf Alexis von Roennes Schreibtisch in Zossen landeten demnach die Ergebnisse der Auswertung der von »Major Martin« mitgeführten »Geheimdokumente«. Und der deutsche Militärgeheimdienst »schluckte« den vermeintlichen Glücksfall und ging davon aus, dass die britisch-amerikanische Invasion tatsächlich in Griechenland beginnen werde. Auf Befehl Hitlers – der große Stücke auf die Kompetenz Alexis von Roennes gehalten haben soll – wurden nicht zuletzt zwei eigentlich dringlich benötigte Panzerdivisionen von der Ostfront nach Griechenland verlegt. Selbst als am 9. Juli 1943 »Operation Husky« anließ, nämlich die Landung von zunächst rund 160.000 britischen und amerikanischen Soldaten auf Sizilien, zögerte man auf deutscher Seite noch immer tagelang sich einzugestehen, dass dies der lange erwartete Hauptangriff war und dass man sich demnach bezüglich Griechenlands hatte täuschen lassen. Das rasche Vorstoßen der alliierten Streitkräfte auf Sizilien führte bereits am 22. Juli 1943 zur Eroberung Palermos. Drei Tage später wurde in Rom angesichts der dramatisch verschlechterten Kriegslage Benito Mussolini gestürzt und die neue italienische Führung versuchte aus dem Bündnis



mit NS-Deutschland auszuscheren. »Operation Mincemeat«, die somit in die Vorgeschichte des Auseinanderbrechens der »Achse Rom-Berlin« gehört, wurde und wird von britischer Seite als voller Erfolg gewertet.

Bis heute ist unklar, ob der kluge und erfahrene Geheimdienststoffizier Alexis von Roenne tatsächlich auf die Finte Cholmondeleys und Montagus »hereingefallen« ist. Gerade von britischer Seite hat es frühzeitig Spekulationen darüber gegeben, dass von Roenne das Täuschungsmanöver durchaus durchschaut haben könnte – gleichwohl aber die Irreführung der NS-Führung insgeheim akzeptierte. Der britische Historiker Ben Macintyre, der 2010 eine umfassende Untersuchung über »Operation Mincemeat« vorgelegt hat, hält es für »quite possible that [...] von Roenne did not believe the Mincemeat deception for an instant.« Klar ist, dass Alexis von Roenne, der überzeugter evangelischer Christ war, das Regime Hitlers und seiner Helfer längst als verbrecherisch und verderblich für Deutschland einschätzte. So ist immerhin denkbar, dass er sich davon, dass er Hitler bewusst zu einer Fehleinschätzung der alliierten Absichten brachte, ein rascheres Ende des Krieges erhoffte, den viele Deutsche – und das waren nicht nur Militärexperten wie von Roenne – um die Mitte des Jahres 1943 längst für verloren hielten, und dies natürlich mit Recht.

Über Alexis von Roennes tatsächliche Einschätzung der durch die Auffindung von »Major Martin« zu ihm gelangten Informationen werden wir wohl niemals Klarheit erhalten. Denn er selbst ist kurz nach dem Umsturzversuch am 20. Juli 1944 verhaftet worden. An dessen Planung – einschließlich der versuchten Tötung Hitlers – war von Roenne nicht unmittelbar beteiligt, allerdings wusste er davon. Den beabsichtigten »Tyrannenmord« lehnte er aus Gewissensgründen ab. Dennoch kannte er viele Angehörige der Widerstandsgruppe um Oberst Graf Stauffenberg persönlich schon lange und gut, denn mehr als ein Dutzend der beteiligten Offiziere waren wie er aus dem Infanterieregiment Nr. 9 hervorgegangen, darunter zentrale Persönlichkeiten wie Henning von Tresckow oder Fritz-Dietlof von der Schulenburg. Beide waren nur unwesentlich älter als von Roenne.

Alexis von Roenne hat nach seiner Verhaftung in den Verhören durch die Geheime Staatspolizei ausdrücklich angegeben, dass er als Christ die NS-Rassenideologie ablehne. Er wurde am 5. Oktober 1944 vom »Volksgerichtshof« zum Tode verurteilt und wenige Tage später im Gefängnis von Berlin-Plötzensee im Alter von nicht einmal 42 Jahren ermordet.

Die spannende und trickreiche, keineswegs erfundene Geschichte von »Operation Mincemeat« ist unter diesem Titel 2021 in einer britisch-US-amerikanischen Koproduktion ver-

filmt worden (übrigens nicht zum ersten Mal). Der deutsche Filmtitel lautet »Die Täuschung«. Auch wenn eine mehr oder weniger dramatische Liebesgeschichte, wohl um der Publikumswirksamkeit willen, hinzugefügt wurde: es handelt sich um eine Geschichtsverfilmung bester Art. Dafür bürgen schon Weltstars wie Colin Firth (in der Rolle des Ewen Montagu) und Matthew Macfadyen (in der Rolle des Charles Cholmondeley). Aber es gibt auch die Nebenrolle des Alexis von Roenne, vorzüglich als undurchschaubarer Geheimdienstler verkörpert durch den deutschen Schauspieler Nico Birnbaum. Es handelt sich um einen mehr als sehenswerten Streifen, der auf alle drastischen Effekte verzichtet und vielmehr auf gute Dialoge setzt.

Der deutschen Filmkritik ist indes offenbar weitgehend entgangen, dass mit Alexis von Roenne hier einer wichtigen Persönlichkeit des deutschen Widerstandes gegen die NS-Diktatur ein – kleines – filmisches Denkmal gesetzt wurde. Daher sei hier mit Nachdruck darauf verwiesen. Alexis von Roenne war seit September 1935 mit Ursula von Bülow verheiratet. Zum Zeitpunkt seiner Ermordung waren die beiden Töchter, die aus der Ehe hervorgingen, noch sehr klein. Nach dem Todesurteil und in Erwartung seiner baldigen Hinrichtung schrieb von Roenne zunächst an seine Mutter: »Ich selbst nun erwarte seit einer Woche von Tag zu Tag den Tod, jetzt z. B. für morgen, und der Heiland hat in seiner grenzenlosen Gnade mich von allem Grauen frei gemacht.

Ich bete und denke tagsüber ganz ruhig und fast ausschließlich an Ihn und dabei natürlich auch an meine Liebsten, esse mit Appetit, freue mich am Sonnenschein und habe mich nur insofern ganz aus der Welt zu lösen versucht, als ich nicht mehr lese und mich auch möglichst von allen militärischen und politischen Gedanken fern und nur für den Heiland verfügbar halte. Ich gehe früh und betend zu Bett, schlafe ganz ruhig und fest die ganze Nacht wie ein Kind und wende

mich erwachend gleich Ihm zu und bin dabei innerlich völlig frei und dazu, abgesehen von meinen Gedanken an meine kleine Schar [gemeint sind seine Frau und die Töchter] ein vollkommen glücklicher Mensch.«

Und unmittelbar vor der Hinrichtung schrieb Alexis von Roenne seine letzten Zeilen an seine Frau: »Mein Allerliebster! Gleiche gehe ich nun heim zu Unserem Herrn in voller Ruhe und Heilsgewißheit. Meine Gedanken sind in allergrößter Liebe und voll Dank bei Dir, bei Euch. Ich bitte Dich als letztes: Klammere Dich nur an Ihn und habe in Ihm volle Zuversicht: Er liebt Dich. [...] Ich segne die beiden geliebten Kleinen und schließe in mein letztes Gebet innig ein: Der Herr lasse Sein Angesicht leuchten über ihnen und

führe sie heim. Innige Grüße und Dank meiner geliebten Mama, den Eltern und Geschwistern. Mögen sie von Ihm behütet, im heißgeliebten Vaterland auch schwere Zeiten überdauern. Dir, mein Allerliebster, gehört meine heiße Liebe und Dank bis zum letzten Augenblick und seligen Wiedersehen. Gott behüte Dich.«

Der Leichnam von »Major William Martin« war nach der Obduktion durch die spanischen Behörden in Huelva, ganz im Südwesten Andalusiens an der Atlantikküste

gelegen, beigesetzt worden, übrigens mit allen militärischen Ehrenbezeugungen. Auf dem Grabstein sind die fiktiven Lebensdaten sowie die Namen seiner nicht minder fiktiven Eltern angegeben. 1998 jedoch wurde die Inschrift des Steins ergänzt, nachdem nämlich aus den bis dahin teilweise geheimen Akten der wahre Name des Toten ermittelt worden war. Es handelte sich um den aus Wales stammenden Glyndwr Michael, der 1909 geboren wurde und am 28. Januar 1943 verstorben war. Auch dieses so ganz unfreiwilligen »Helden« sei gedacht. ■

Alexis von Roenne Bild: Wikipedia



## Jurist auch für Nicht-Juristen. Zum 50. Todestag von Hans Kelsen (1881–1973)

VON WINFRID HALDER

Am 19. April 1973 – vor 50 Jahren – starb, fast 92-jährig, Hans Kelsen in der Nähe des kalifornischen Berkeley. Seine ferne österreichische Heimat hatte Kelsen bereits 1930 verlassen, als er einen Ruf auf eine Professur an der Universität zu Köln annahm. Die Tätigkeit an der Hochschule in der rheinischen Metropole stellte allerdings nur eine verhältnismäßig kurze Etappe in der akademischen Vita Kelsens dar.

Sie endete bereits im Frühjahr 1933, als Kelsen – ungeachtet seiner schon damals überragenden Bedeutung als Vordenker der Rechtsphilosophie, des Staats- und Völkerrechts, aber auch der modernen Demokratietheorie – von den soeben installierten NS-Machthabern wie so viele andere Menschen aus Deutschland vertrieben wurde.



Bild: © von Mohr

Grund dafür war auch, aber nicht in erster Linie Kelsens demokratische Überzeugung, sondern vor allem seine Herkunft aus einer jüdischen Familie. Er wurde 1881 in Prag, also in der damaligen Habsburgermonarchie, geboren; aufgewachsen ist er jedoch schon seit frühen Kindheitstagen in der habsburgischen Metropole Wien, wohin seine Eltern 1885 ihren Wohnsitz verlegt hatten. Kelsens Vater, der ein kleines Unternehmen zur Herstellung von Lampen führte, stammte indes aus Brody, damals am nordöstlichen Rand der habsburgischen Provinz Galizien gelegen, heute zur Ukraine gehörend. Brody ist durch den seinerseits dort geborenen Joseph Roth (1894–1939) in der Weltliteratur verankert worden, sonst wäre das Städtchen heute wohl kaum bekannt – es sei denn durch traurige Nachrichten als Ziel russischer Bombenangriffe in der derzeitigen völkerrechtswidrigen Aggression Russlands gegen die Ukraine, die ohne Zweifel in Hans Kelsen einen kompromisslosen Kritiker gefunden hätte. Kelsens Vater ging später nach Prag, wo er dessen Mutter heiratete, die aus dem südböhmischen Neuhaus (heute Jindřichův Hradec, Tschechien) stammte. Das jüdische Elternhaus Kelsens war nicht im engeren Sinne religiös gebunden, der Sohn wurde in Wien auf eine evangelische Grundschule geschickt, die einen besonders guten Ruf hatte. Der junge Kelsen ließ sich 1905 römisch-katholisch taufen, 1912 trat er zur evangelischen Kirche über. Das war wie bei vielen seiner Zeitgenossen auch dem grassierenden Antisemitismus geschuldet und räumte ein mindestens potentiell Karrierehindernis in der späten Habsburgermonarchie beiseite. Kelsens juristisches und politisches Denken blieb jedenfalls stets entschieden säkular und agnostisch geprägt.

Nach der Matura (dem Abitur in Österreich) und der Absolvierung der Wehrpflicht in der k. u. k.-Armee studierte Kelsen in Wien Rechts- und Staatswissenschaft. Auslandssemester führten ihn an die Universitäten in Heidelberg und Berlin. 1906 zum Dr. jur. promoviert, habilitierte sich Kelsen an der Wiener Universität 1909 mit einer Arbeit über »Hauptprobleme der Staatsrechtslehre«. Damit hatte er schon den Weg einer Erneuerung des wissenschaftlichen Rechtsdenkens beschritten, das später als »Reine Rechtslehre« weltweit Wirkung entfaltete. Während des Ersten Weltkriegs war Kelsen, inzwischen verheiratet und Vater zweier Töchter, als Reserveoffizier zuletzt als Rechtsberater des k. u. k. Kriegsministers tätig. Seit 1919 war er ordentlicher Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an der Wiener Universität, zugleich spielte Kelsen eine zentrale Rolle bei der Konzipierung der Verfassung der neuen Republik Österreich, des ersten demokratisch regierten Gemeinwesens Österreichs. Die von Kelsen mitgeschaffene Verfassung ist – nach der Wiedergründung Österreichs als ei-

genständiger Staat 1945 – bis heute in ihren Kernbestimmungen gültig. Insbesondere mit der Entwicklung einer neuartigen Verfassungsgerichtsbarkeit hat Kelsen Impulse gegeben, die weit über Österreich hinausreichen und etwa auch zu den rechtstheoretischen Voraussetzungen der heutigen deutschen Verfassungsgerichtsbarkeit gehören.

Nicht zuletzt seine eigene Tätigkeit am österreichischen Verfassungsgerichtshof bescherte Kelsen in den auch in Österreich von einer fortschreitenden politischen Polarisierung gekennzeichneten 1920er-Jahren eine Vielzahl von politisch motivierten, teils auch antisemitischen Anfeindungen. Das war einer der Gründe dafür, dass er den Ruf an die Kölner Universität annahm – wo ihn indes Antisemitismus und antidemokratischer Radikalismus bald einholten. Bezeichnenderweise war Kelsen einer der ersten Professoren der Kölner Universität, die von den neuen NS-Machthabern aus ihrer Stellung entfernt wurden. Dazu diente das sogenannte »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«, mit dem die Möglichkeit geschaffen wurde jüdische oder sonst politisch

Die von Kelsen mitgeschaffene Verfassung ist – nach der Wiedergründung Österreichs als eigenständiger Staat 1945 – bis heute in ihren Kernbestimmungen gültig.

missliebige Personen aus dem öffentlichen Dienst zu entlassen. Das Gesetz wurde am 7. April 1933 in Kraft gesetzt, Kelsens Entlassung datierte vom 13. April – wovon er tags darauf aus der Zeitung erfuhr. Kelsen war sogleich klar, dass er nicht in Deutschland bleiben konnte.

Nach der Vertreibung aus NS-Deutschland war Hans Kelsen in Genf und auch noch einmal in Prag tätig. Anfang 1936 wurde ihm – wie so vielen anderen emigrierten

NS-Gegnern – die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt, kurz darauf allerdings wurde er tschechoslowakischer Staatsbürger. Auch in Prag war Kelsen Anfeindungen ausgesetzt, aber mit der Zerschlagung der Tschechoslowakei durch NS-Deutschland 1938/39 bestand dort für ihn ohnehin bald keine Wirkungsmöglichkeit mehr. 1940 zwang ihn die kriegerische Expansion des NS-Regimes zur erneuten Emigration in die Vereinigten Staaten von Amerika. Dort musste der fast 60-Jährige, exemplarisch für ungezählte andere Emigrierte, einen schweren Neubeginn bewältigen, wenngleich er längst ein Gelehrter von internationalem Rang war. Zunächst musste er seine bis dahin sehr begrenzten Englischkenntnisse verbessern. Der zwangsweise ausgeschiedene frühere Kölner Ordinarius war dann an der Bostoner Harvard University zunächst nur als schlecht besoldeter Lecturer beschäftigt (d. h. deutlich unterhalb der Professoren-Ebene), 1942 wechselte er an die nicht minder renommierte Universität in Berkeley, wo er allerdings auch erst drei Jahre später den Professoren-Rang wieder erreichen konnte. Kelsens interdisziplinäre Ausrichtung schlug sich auch darin nieder, dass er in Berkeley nicht dem juristischen, sondern dem Political Science Departement zugeordnet war.

**N**ahezu zeitgleich mit der Berufung auf eine ordentliche Professur erhielten Kelsen und seine Frau auch die US-Staatsbürgerschaft. Zwischenzeitlich beriet Kelsen die US-Regierung bei der Vorbereitung der Prozesse, die seit Herbst 1945 in Nürnberg gegen hochrangige Vertreter des NS-Regimes wegen deren Verbrechen gegen das Kriegs- und Völkerrecht geführt wurden. Kelsen hatte das 70. Lebensjahr deutlich überschritten, als er 1952 in Berkeley emeritiert wurde. In seiner verhältnismäßig kurzen Lehr- und Forschungstätigkeit in Berkeley hatte er sich allerdings mit zweien seiner Hauptwerke, nämlich »General Theory of Law and State« (1945) und »Principles of International Law« (1952), endgültig auch in den USA und darüber hinaus als führender Rechtsdenker etabliert. Teile des Werks von Hans Kelsen wurden in mehr als zwei Dutzend Sprachen übersetzt. Kelsen hat während seines Lebens rund 18.000 Seiten wissenschaftliche Texte veröffentlicht. Die – noch längst nicht abgeschlossene – deutsche Werkausgabe umfasst derzeit acht Bände mit mehr als 6.500 Seiten.

In den verbleibenden rund 20 Lebensjahren seit seiner Emeritierung war Hans Kelsen weiterhin nahezu unablässig wissenschaftlich tätig, nicht selten auch als streitbarer Teilnehmer in gegenwartsbezogenen Debatten. Unverändert sah sich Kelsen auch heftigen Angriffen sowohl aus dem rechten wie dem linken politischen Spektrum ausgesetzt. Horst Dreier, sicherlich einer der besten Kenner von dessen Werk und Rezeption, hat jüngst fast ein wenig sarkastisch angemerkt, dass Kelsen, gäbe es eine »Rangliste der am heftigsten kritisierten, wenn nicht geschmähten Rechtswissenschaftler des 20. Jahrhunderts [...] beste Aussichten auf einen Spitzenplatz« hätte (vortrefflich zum Einstieg in die Auseinandersetzung mit Hans Kelsen und seinem Werk: Horst Dreier: Hans Kelsen zur Einführung, Hamburg 2023).

Kelsen blieb auch als Emeritus in Berkeley sesshaft, allerdings hat er häufige Vortrags-Reisen nach Europa unternommen. In seine österreichische Heimat ist er demnach nicht dauerhaft, aber des Öfteren besuchsweise zurückgekehrt. In Wien und anderwärts wurden ihm zahlreiche akademische Ehrungen zuteil, darunter ein ganzes Dutzend Ehrendoktorate. Die Universität zu Köln erinnert an ihren früheren Ordinarius seit 2016 mit den regelmäßig stattfindenden »Hans Kelsen Memorial Lectures on International Peace and Security Law«. Diese hielt zuletzt (2022) Prof. Dr. Mykola Gnatkovskyy<sup>1</sup>, der seit Juni 2022 als Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte

»Wenn die Demokratie eine gerechte Staatsform ist, so nur darum, weil sie Freiheit bedeutet; und Freiheit bedeutet Toleranz«

in Straßburg/Strasbourg die Ukraine vertritt<sup>2</sup>. Der Hinweis auf Hans Kelsen vieltausendseitiges Werk mag abschreckend wirken – und natürlich ist ein großer Teil davon fachwissenschaftliche juristische Literatur.

Indessen sollten zwei vom Umfang her kleinere, doch nicht minder gewichtige Arbeiten Hans Kelsens heute geradezu zur Pflichtlektüre von politisch Interessierten gehören. Zum einen gilt dies für sein bereits 1920 zuerst erschienenenes, 1929 wesentlich überarbeitetes Buch »Vom Wesen und Wert der Demokratie«. Es stammt nicht von ungefähr aus der Zeit des demokratischen (Neu-)Beginns nach dem Ersten Weltkrieg, als nicht zuletzt in Österreich und Deutschland erstmals parlamentarische Demokratien geschaffen wurden – woran Hans Kelsen mindestens in Österreich direkt beteiligt war. Der Band liest sich – wenn auch inzwischen rund 100 Jahre alt – wie ein wohlthuend nüchternes, abwägendes und Problembereiche nicht ausklammerndes »Handbuch« einer pluralistischen (Parteien-)Demokratie. Es dürfte ziemlich sicher sein, dass eine politisch interessierte Leserin oder ein politisch interessierter Leser, der es heute zur Hand nimmt, ohne auf das

Entstehungsdatum zu achten, es für geradezu in die Gegenwart hineingeschrieben hält. »Erst« 70 Jahre alt (1953 zuerst erschienen), doch inhaltlich gänzlich zeitlos aktuell ist Hans Kelsens schmale Studie, die der stets drängenden Frage »Was ist Gerechtigkeit?« nachgeht. Auch hier ist Kelsen zum vielleicht schlechterdings zentralen Thema aller Politik ein stupend knapper, doch klar verständlicher Abriss unterschiedlicher Sichtweisen in der (politischen) Philosophie gelungen, der wiederum mit großer Nüchternheit vor jeder vermeintlich einfachen Antwort auf die komplexe Frage nach Gerechtigkeit gefeit macht.

Und Kelsen schließt mit Sätzen, die heute so gültig sind wie vor 70 Jahren: »Wenn die Demokratie eine gerechte Staatsform ist, so nur darum, weil sie Freiheit bedeutet; und Freiheit bedeutet Toleranz« – zugleich macht Kelsen jedoch deutlich, dass es demokratischen Gemeinwesen nicht nur erlaubt, sondern dass es geradezu deren Pflicht ist, sich mit angemessenen Mitteln gegen anti-demokratische Bestrebungen zu verteidigen. Freilich sei die Grenzziehung bei der Anwendung von Verteidigungsmitteln nicht leicht und berge auch Gefahr. »Aber es ist das Wesen und die Ehre der Demokratie, diese Gefahr auf sich zu nehmen; und wenn Demokratie diese Gefahr nicht bestehen kann, dann ist sie nicht wert, verteidigt zu werden.«<sup>3</sup> ■

<sup>2</sup> [www.echr.coe.int/Pages/home.aspx?p=court/judges&c=](http://www.echr.coe.int/Pages/home.aspx?p=court/judges&c=)

<sup>3</sup> Hans Kelsen: Was ist Gerechtigkeit. Nachwort von Robert Walter, 5. Aufl., Stuttgart 2016, S. 46 f.

<sup>1</sup> <https://iipsl.jura.uni-koeln.de/veranstaltungen/kelsen-memorial-lectures>

## Auf der Suche nach dem schlesischen Wein

VON SABINE GRABOWSKI

### Eine Studienreise nach Grünberg/Zielona Góra

»Vielleicht bin ich der Einzige, der noch hofft. Dies kann nicht das Ende sein. Es darf nicht alles verloren gehen. Die Heimat, die Familie, der Weinberg, das Haus ... Mir ist, als hätte ich es erst gestern verlassen, dann wieder erscheint es mir, als wären Jahrtausende über die Erde gezogen und ich wäre viel tausendfach gestorben. Als [...] ich mich umsehen konnte, fand ich Johannes' Hochzeitskiste unversehrt. Unser Weinkeller ist ein Scherbenhaufen, diese eine Kiste dagegen ist geblieben. Eine romantische Erinnerung, doch unser Herz hing daran, sie gemahnt mich an andere, an glückliche Zeiten! Und sie werden wiederkommen! Dafür bewahre ich sie, für uns und unsere Kinder, wie Johannes sie einst für den Vater seines Vaters bewahrt.«

Mit dem Brief eines versteckten deutschen Winzers aus den ersten Nachkriegswochen beginnt der Kriminalroman »Versunkene Gräber« der deutschen Bestsellerautorin Elisabeth Herrmann. Als Schauplatz ihres Buches, das in der Bibliothek des GHH ausleihbar ist, hat sie die Weinbauregion an der Oder gewählt, die vor dem Weltkrieg die östlichste Deutschlands war. Die Autorin greift die jahrhundertealte Geschichte der Grünberger Weine auf und vernetzt sie gekonnt mit der Gegenwart: Junge polnische Winzer entdecken die alte Tradition für sich und beginnen, nach dem verloren gegangenen Wissen zu recherchieren und den Weinanbau an der Oder zu rekultivieren. Ein spannender Roman, der fundiert mit der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte arbeitet und neugierig macht: Weinanbau in Niederschlesien? Gab es das tatsächlich? Ein Blick in die Regale der Bibliothek zeigt, oh ja!

Es gibt einiges an Literatur über den historischen Weinanbau in den Bücherregalen zu finden. Schon 1203 erließ der schlesische Herzog Heinrich I. eine Winzerordnung, die vorschrieb, wie oft die Winzer in den Weinbergen arbeiten sollten. Für

Der Heilige Urban – Schutzpatron der Winzer und der Stadt Grünberg/Zielona Góra





Unsere Reisegruppe vor der Villa Wiesenstein in Agnetendorf Bilder: © Sabine Grabowski



Büste Gerhart Hauptmanns in der Villa Wiesenstein

Grünberg ist belegt, dass sich die Bevölkerung 1314, als die Schwarze Pest den Ort erreichte, in die Weinlauben auf den Hügeln zurückzog, um der Seuche zu entkommen. Als Dank für die Errettung wurde dort eine Marienkapelle errichtet. Heute noch prägt der Weinanbau die Architektur der Stadt. Im Herzen

Grünbergs umschließt heute ein Palmarium, das einstige Weinberghaus der Winzerfamilie Grempler, die besondere Bedeutung für die Entwicklung des Grünberger Weinbaus gewinnen sollte. Früher wurden hier die Gerätschaften der Winzer aufbewahrt, heute umgeben exotische Palmen das kleine Häuschen auf dem Hügel und laden zum Verweilen unter der großen Glaskuppel ein.

Anfang des 19. Jahrhunderts erlebte der Grünberger Weinanbau einen besonderen Aufschwung als der Schlesier Carl Samuel Häusler in Hirschberg Geschmack an einem moussierenden Obstwein findet, der in der Flasche gärt. Er experimentiert mit verschiedenen Obstsorten, doch erst als er Grünberger Trauben keltert, gelingt ihm ein Schaumwein, den er gemeinsam mit den Winzern August Grempler und Friedrich Gottlob Förster ab 1826 als deutschen Sekt vertreibt. Der als Grempler-Sekt bekannt gewordene Tropfen gilt als erster deutscher »Champagner«, er bekam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche internationale Auszeichnungen in London, Wien und Paris. 1925 wurde

die Bezeichnung deutscher Sekt für den Schaumwein verbindlich. Die »älteste Sektkellerei Deutschlands« produzierte in den 1930er-Jahren bis zu 800.000 Flaschen jährlich. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den östlichen Provinzen des Reiches kam auch der Grünberger Weinanbau fast völlig zum Erliegen. Die Winzer waren fort, die Weinberge hatten aufgrund der fehlenden Pflege mit Krankheiten und Schädlingsbefall zu kämpfen. Anfang der 1960er-Jahre gab es nur noch rund 38 ha Anbaufläche. Erst in den 1990er-Jahren sollte sich das Schicksal wenden.

Junge polnische Winzer, deren Familien aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten rund um Lemberg nach Schlesien vertrieben worden waren, begannen sich mit der Grünberger Weingeschichte zu beschäftigen. Auf unserer Exkursion lernen wir zwei von ihnen kennen. Bogdan Macewicz betreibt das Weingut Winnogóry in Górzkowo/Ober Guhren an der Oder. Er war Importeur für Wein, bevor er seine Liebe zum Weinanbau entdeckte. Heute bewirtschaftet er mit seiner Frau Anna ein imponierendes Anwesen an den Hängen der Oder, seine beiden Söhne haben Önologie studiert und sind ebenfalls im Anbau und Verkauf beschäftigt. Während Anna Macewicz sich ganz dem Garten mit über 300 Sorten Hortensien und zahlreichen exotischen Bäumen und Gehölzen verschrieben hat, präsentiert ihr Mann Bogdan seine Weinkreationen aus Riesling, Pinot Noir und einem Gewürztraminer, den er in Setzlingen von der Krim importiert hat. Beeindruckend ist auch der zweite Winzer, den wir kennenlernen: Krzysztof Fedorowicz aus Łaz/Loos bei Zabór/Saabor im Oderbogen. Er betreibt nicht nur den Anbau von Bioweinen auf seinem kleinen Weinberg mit zahlreichen verschiedenen

Rebsorten, Krzysztof Fedorowicz hat sich auch daran gemacht, den Grempler-Sekt wieder auferstehen zu lassen. In kleiner Stückzahl produziert er den zart moussierenden roséfarbenen Sekt. Fasziniert hat ihn die Geschichte des Weinbaus rund um den ersten schlesischen Sektproduzenten August Grempler, und er hat sich in aufwändigen Recherchen mit den historischen Hintergründen und den früheren Anbaumethoden beschäftigt. Ergebnis seiner Nachforschungen ist ein verschlungener Roman, der sich um die Lebensgeschichten der Familie Grempler rankt und den Grünberger Weinanbau in den Mittelpunkt stellt.

Wie aber schmeckt nun der Wein, der an den Hängen der Oder angebaut wird? »Um weiter zu trinken solchen Wein, muss man geborener Schlesier sein«, dichtete der Breslauer Literat August Kopisch im 19. Jahrhundert und der Danziger Johannes Trojan schrieb im Kladderadatsch »Wer ihn trinkt, den durchschauert es, wer ihn trank, der bedauert es.« Die polnischen Winzer klären auf: Es war Friedrich II., der für den schlechten Ruf des Grünberger Weins sorgte, denn er liebte die süßen Tropfen und wusste die trockenen Oderweine nicht zu schätzen. Dabei sind es gut ausgereifte Weine mit einer feinen Säure, die den Vergleich mit weiter westlich kultivierten Weinen nicht zu scheuen brauchen. Etwa 200 ha Anbaufläche für Reben wie Riesling, Traminer oder Pinot Noir befinden sich heute rund um Grünberg, über 20 polnische Familien widmen sich dem Keltern und Mosten der Reben. Die Nachfrage nach polnischem Wein steigt, dennoch ist er immer noch ein Geheimtipp. In Deutschland ist er kaum zu erwerben, die kleinen Stückzah-



Das Palmarium in Zielona Góra mit dem integrierten alten Weinhaus der Familie Grempler Bild: © Sabine Grabowski

len werden von den Weingütern direkt vermarktet, lediglich in Zielona Góra selbst gibt es einige wenige Läden, die den örtlichen Wein verkaufen.

Auf unserer Reise, die sich mit dem historischen und dem zeitgenössischen Weinanbau im niederschlesischen Oderbogen beschäftigt hat, sind wir den Spuren der Literatur gefolgt und haben uns dem Phänomen der wiedererstandenen Weinbautradition mit alten und neuen Texten angenähert. Wir haben engagierte und historisch begeisterte Winzer kennengelernt, die zeigen, dass von der jahrhundertalten Weinkultur Schlesiens mehr geblieben ist als nur ein Scherbenhaufen und romantische Erinnerung. Wir empfehlen unseren Lesern die Vertiefung der schlesischen Weinbaugeschichte in unserer Bibliothek. ■

## Empfehlungen aus unserer Bibliothek

KRZYSZTOF FEDOROWICZ  
**Jenseits des Vergänglichen**  
Senfkorn 2022



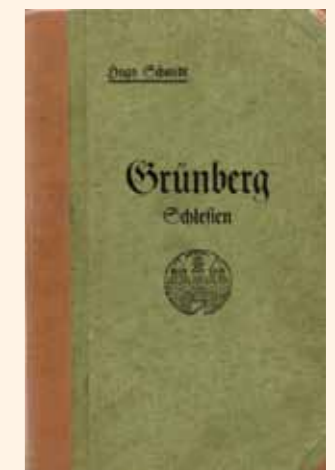
ELISABETH HERRMANN  
**Versunkene Gräber. Roman**  
Goldmann 2014



ERNST CLAUSS  
**Das schlesische Weinland**  
Keppler Verlag 1961



HUGO SCHMIDT  
**Geschichte der Stadt Grünberg, Schlesien**  
Levysohn 1922



## Gut vorbereitet für's selbst denken – Kant-Seminar im Haus Schlesien (27./28. April 2023)

VON WINFRID HALDER

Aus der Überlegung heraus, dass im kommenden Jahr 2024 – genauer: am 22. April – an den 300. Geburtstag des großen Philosophen Immanuel Kant (1724–1804) zu erinnern sein wird und dass es aus diesem Anlass sicherlich eine Fülle von Angeboten zu Kants Leben und Werk geben wird, wurde die Idee geboren, Kant-Interessierten schon jetzt einen »Einstieg« zu ermöglichen. Die Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus hat daher gemeinsam mit dem Dokumentations- und Informationszentrum im Haus Schlesien in Königswinter-Heisterbacherrott ein zweitägiges Seminar durchgeführt, das aus unterschiedlichen Perspektiven sowohl Kants Denken wie seine Biografie beleuchtet hat.



Bild: Wikipedia

Zu Beginn entfaltete Prof. Dr. Hans-Ulrich Baumgarten, von Hause aus Philosoph und Kant-Experte, die Aktualität der Einsichten und Überlegungen eines vor drei Jahrhunderten geborenen Denkers für unsere Tage. Prof. Baumgarten, der auch als Lehrbeauftragter an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf wirkt, hatte sich eigens zu diesem Zweck vorübergehend von seinen hauptamtlichen Dienstaufgaben als Abteilungsleiter im Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen freigegeben. Kant, der als einer der bedeutendsten Vertreter der Aufklärung gilt, hat, so verdeutlichte der Referent überaus anschaulich, in seinem umfangreichen Schaffen Grundfragen der menschlichen Existenz in damals neuartiger, noch heute überaus erhellender Weise behandelt (»Was kann ich wissen?«, »Was soll ich tun?«, »Was darf ich hoffen?«). Anknüpfend an sein Eröffnungsreferat konnte Prof. Baumgarten in seinem den ersten Seminartag beschließenden Abendvortrag vieles vertiefen. Insbesondere lenkte er den Blick darauf, dass Kants Denken, da es auch die elementaren Fragen von menschlicher (Handlungs-)Freiheit und damit Verantwortung berührt, und da es sich zudem der meist mit vielfachen Schwierigkeiten verbundenen Unterscheidung von Gut und Böse gestellt hat, eine Fülle von Anknüpfungspunkten gerade für das Miteinander in freiheitlich-pluralen Gesellschaften bietet.

Zwischenzeitlich hatten die Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrum und Hausherrin Nicola Remig und Prof. Halder aus dem GHH Kants Leben historisch und biografisch umrissen. Dabei wurden die weitreichenden sozialen und politischen Umbrüche erläutert, die Kants Umwelt in dessen acht Lebensjahrzehnten prägten – nicht zuletzt war er etwa Zeitgenosse der Amerikanischen und der Französischen Revolution (seit 1776 bzw. seit 1789). Auch Kants Heimatstadt, die alte ostpreußische Metropole Königsberg (heute Kaliningrad), die stets sein Lebensmittelpunkt blieb, wurde eingehend in den Blick genommen. Den zweiten Seminartag eröffnete Prof. Dr. Matthias Weber. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, den weiten Weg aus dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg zurückzulegen, um bilderreich darzulegen, wie sehr Kant als Person und Denker auch immer wieder moderne Künstlerinnen und Künstler zur Auseinandersetzung angeregt hat und anregt. Gewissermaßen nebenher konnte Prof. Weber so auch auf den kürzlich erschienenen, von ihm selbst mit herausgegebenem Band »Immanuel Kant 1724–2024. Ein europäischer Denker« hinweisen<sup>1</sup>. Dieser versammelt neueste Beiträge von zwei Dutzend Kant-Expertinnen und -Experten und ist bestens geeignet, allen Interessierten zahlreiche Anregungen und Kenntniserweiterungen zu vermitteln.

Prof. Oskar Gottlieb Blarr, ein ostpreußischer Landsmann und Kenner Kants, schloss mit einer anderen Perspektive auf das Thema »Kant und die Kunst« an. Prof. Blarr, selbst Musiker und Komponist, vermochte dabei mit gewohnter Verve manche vordergründige Einschätzung zu Kants vermeintlich geringem oder nur oberflächlichem Interesse für die Musik und andere Künste gerade zu rücken. Auch der folgende Referent, Pfarrer i. R. Lorenz Grimoni, ist biografisch eng mit Immanuel Kants Heimatstadt und -region verbunden. Als früherer Leiter des Museums Stadt Königsberg in Duisburg hat sich Grimoni jahrzehntelang mit Kant beschäftigt und dabei eine der bedeutendsten musealen Sammlungen zu dessen Leben und Schaffen zusammengetragen. Lorenz Grimonis engeres Thema war Kants Verhältnis zur Religion, genauer: vor allem zum christlichen Glauben. Einleuchtend legte er dar, dass der Königsberger Aufklärungsphilosoph in Kindheit und Jugend eine streng kirchliche Erziehung erhalten hatte, die ihn zeit seines Lebens prägte, auch wenn der älter gewordene Kant selbst kein gläubiger Christ mehr war. Und den Respekt vor Jesus Christus als zentraler Persönlichkeit des christlichen Glaubens hat sich Kant immer bewahrt.

<sup>1</sup> [www.bkge.de/Publikationen/Print/Schriften\\_des\\_Bundesinstituts/Band\\_83.php](http://www.bkge.de/Publikationen/Print/Schriften_des_Bundesinstituts/Band_83.php)

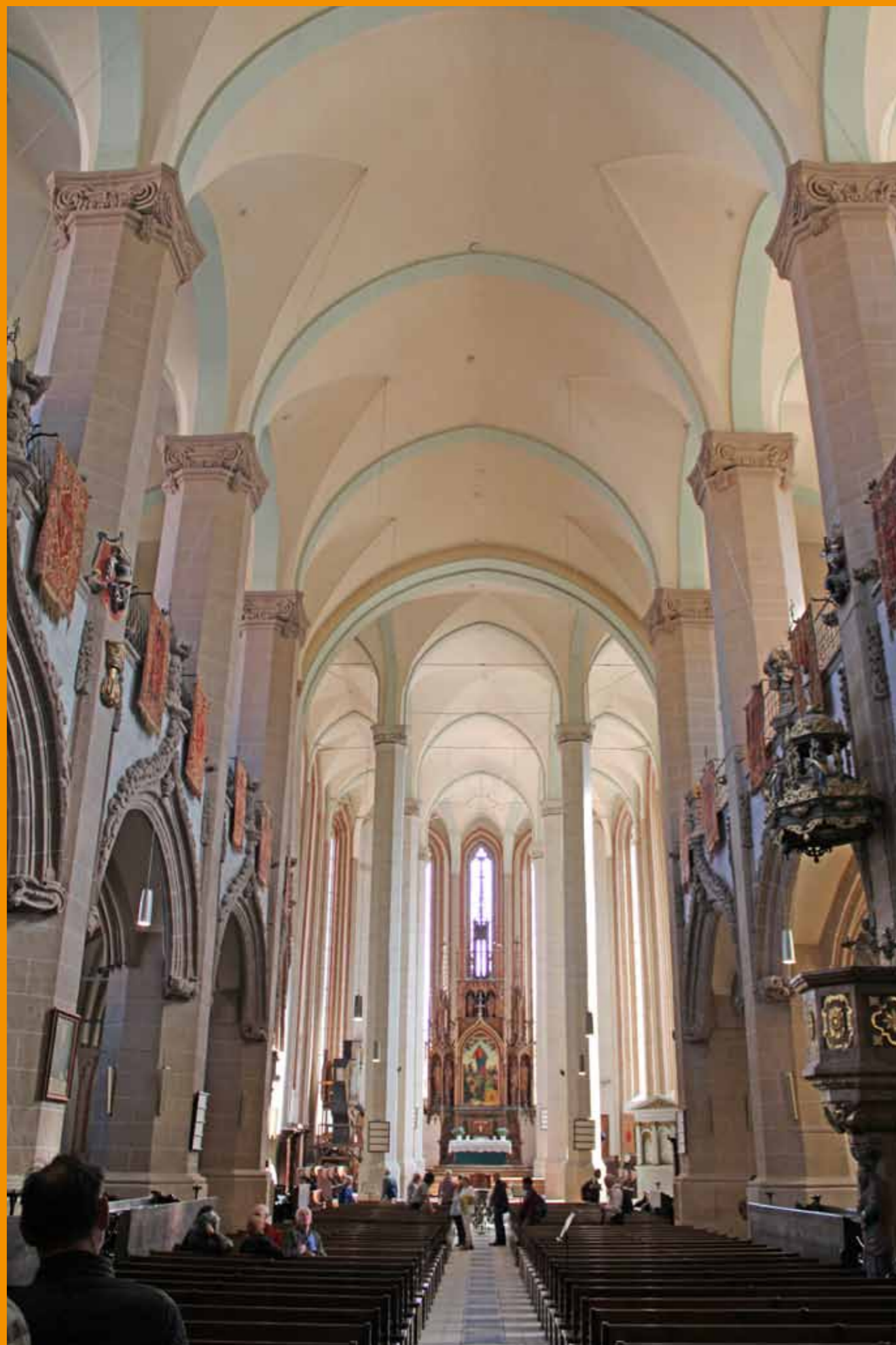
Dass Dr. Tim Kunze als letzter Referent auf Lorenz Grimoni folgte, hatte eine innere Logik. Denn als Kurator der im Aufbau befindlichen Kant-Abteilung im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg ist er auch verantwortlich für die aus dem 2016 geschlossenen Museum Stadt Königsberg dorthin übertragene, einzigartig reichhaltige und wertvolle Kant-Sammlung. Herr Dr. Kunze vereint die Kompetenzen des promovierten Philosophen, mit denen eines bereits in verschiedenen Projekten erfahrenen Kurators. Sein lebendiger, reich illustrierter Vortrag ließ für das Publikum sehr klar hervortreten, wie künftig die museale und inhaltliche Gestaltung des Kant-Baus in Lüneburg ausfallen wird. Dort haben inzwischen die Bauarbeiten für den entsprechenden Anbau an das Ostpreußische Landesmuseum begonnen. Im Kant-Jubiläumjahr 2024 soll dessen Eröffnung erfolgen. Dr. Kunze hat zweifellos beim Publikum großes Interesse daran geweckt, diesen dann möglichst bald selbst sehen zu können. Wir wünschen allen Beteiligten in Lüneburg gutes Gelingen und rasches Vorankommen! Die Tagung war sehr gut besucht – alle zur Verfügung stehenden Übernachtungsplätze im Haus Schlesien waren ausgebucht. Dazu kamen noch einige Tagesgäste, insgesamt also ein recht großes, sehr interessiertes, entschieden nachfragendes und mit diskutierendes Publikum.



Bild: Wikipedia, © Hans Schneider

Das Haus Schlesien<sup>2</sup> hat sich einmal mehr als idealer Tagungsort erwiesen: Trotz seiner idyllischen Lage im Siebengebirge ist es sehr gut zu erreichen (der im 10- bzw. 20-Minutentakt fahrende Bus bringt Gäste vom Bahnhof Niederdollendorf in nicht einmal einer Viertelstunde direkt vor die Haustür oder besser vor das Tor zum schönen, kastaniengeschmückten Innenhof). Es bietet zudem nicht nur ruhige Zimmer und gutes Essen. Sondern zugleich fand das Publikum im vielfältigen Garten mit dem **Standbild des großen Dichters Joseph von Eichendorff** (1788–1857, auch ein Teil-Zeitgenosse Kants mithin) oder im nahen Wald passende Orte, um zwischenzeitlich Muße zu haben oder das Gehörte zu überdenken. Oder überhaupt das zu tun, wozu Kant immer anregen wollte: nämlich selbst zu denken. ■

<sup>2</sup> [www.hausschlesien.de](http://www.hausschlesien.de)



Schwarze Kirche, Kronstadt

## Begeisterung und Trauer. Kirchenburgen in Siebenbürgen. Impressionen der Studienreise nach Rumänien 2022

VON WINFRID HALDER UND KATJA SCHLENKER

Wer heute nach Kronstadt (Braşov) reist, tut gut daran es so zu tun wie wir: nämlich von Bukarest her, also von Süden kommend. Dies gibt Gelegenheit nicht nur die rumänische Hauptstadt kennenzulernen, sondern auch die Landesnatur ein wenig zu »erfahren«. Denn Bukarest, das liegt in der Ebene, die den historischen Namen Walachei trägt. Und ist man dann auf der rumänischen Nationalstraße 1 (zugleich Europastraße 60) unterwegs, so wird man spätestens hinter Ploieşti gewahr, dass man auf ein Gebirge zufährt.

Die Karpaten, na klar, genauer, der südliche Arm des gewaltigen Karpatenbogens, den, könnte man meinen, der liebe Gott geschaffen hat, damit auch vom Mond aus jederzeit erkennbar ist, wo Siebenbürgen zu finden ist. Umschlungen nämlich vom Karpatenbogen liegt es geborgen in seiner Mitte.

Die Busfahrt indes lässt nur vage erahnen, dass der Weg von der flachen Walachei durch die südlichen Karpaten einst mühsam war. Im bequemen Sessel bedarf es schon einiger Fantasie um sich zu vergegenwärtigen, dass der Gebirgszug, den man heute ohne Anstrengung durchquert, jahrhundertlang eine Grenze gebildet hat, zwei durchaus verschiedene politische, kulturelle und wirtschaftliche Räume voneinander geschieden hat. Die Grenzfunktion der Karpaten in dieser Region wird heute auch dadurch verwischt, dass es dort keine politische Grenze mehr gibt, sondern nur rumänischen Binnenraum. Die entlang der Karpaten verlaufende Staatsgrenze zwischen Österreich-Ungarn und Vorkriegs-Rumänien verschwand erst durch den Friedensvertrag von Trianon, der – im Juni 1920 abgeschlossen – das alte Königreich Ungarn aufteilte und das seit Jahrhunderten dazu gehörige Siebenbürgen Rumänien zuschlug.

Nun gut, ein wenig mehr erahnt man vom trennenden Gebirgscharakter auf dem Weg von Bukarest kommend, wenn der Bus auf der N 1 Predeal passiert und rechts und links der Straße für Wintersport geworben wird, dann schraubt er sich durch etliche Serpentinaen hinab Richtung Kronstadt. Und der historisch aufmerksame Mitreisende weiß: wir sind auf einst habsburgischem, auf österreichisch-ungarischem Boden. In Kronstadt gibt es viel zu sehen, nicht zuletzt natürlich die berühmte Schwarze Kirche. Die imposante gotische Hallenkirche beeindruckt durch ihre Dimensionen und die reiche Ausstattung (siehe Bild links).



Vom Mittelalter wird der Besucher jedoch unversehens in die jüngste Vergangenheit katapultiert: An einer der Säulen des Kirchenschiffs sind noch die Einschusslöcher erkennbar, die aus dem Dezember 1989 stammen. Damals versuchte das längst bankrotte Ceauşescu-Regime sich auch in Kronstadt noch mit Gewalt zu behaupten – vergeblich, gottlob. Freilich gab es mehrere Dutzend Todesopfer.

In Kronstadt sollte man Zeit genug haben, einen kurzen Abstecher auf den Hausberg der Stadt, die Zinne (heute Tâmpa) zu unternehmen, sei es auch in einer knappen Mittagspause. Das wird indes erleichtert durch die »Telecabina«, die Kabinenseilbahn, die es dem eiligen Besucher ermöglicht rund 300 Höhenmeter vom Fuß des Berges am Rande der Altstadt bis fast hinauf auf die Zinne in zweieinhalb Minuten zurückzulegen. Die 25 Lei – also rund 5 Euro –, die man dafür investieren muss (für Berg- und Talfahrt wohlgemerkt) sind gut angelegt. Denn wenn man dann noch den kleinen Spaziergang bis ganz hinauf auf den Gipfel der Zinne bewältigt, wird man reich belohnt. Zum einen dadurch, dass man die Dimensionen der Stadt in ihren historischen Teiletappen besser erfassen kann – denn die eigentliche Altstadt aus dem Mittelalter und der frühen Neustadt ist doch recht klein. Wie stolz und ambitioniert die Kronstädter allerdings in der reichen Handelsstadt des späten Mittelalters waren, wird erst in dieser Perspektive recht deutlich, welche viel klarer hervortreten lässt, welche Ausmaße die Schwarze Kirche hat.



Der Weg auf die Zinne ist aber auch hilfreich um das umliegende Land, um Siebenbürgen besser zu verstehen. Denn richtet man den Blick über die Stadt hinweg nach Nordwesten, öffnet sich die grüne Hochebene, das Siebenbürgische Becken, rechterhand begrenzt durch die im Dunst verschwimmenden östlichen Karpaten.



Keht man der Stadt indes den Rücken zu und blickt nach Süden, sieht man die walachische Tiefebene mit Bukarest – eben nicht. Denn dazwischen liegen die auf der N 1 tags zuvor durchquerten südlichen Karpaten.

Die landwirtschaftlich fruchtbare Hochebene, aber auch der vor allem im Mittelalter vorangetriebene Edelmetallbergbau entlang der Karpaten machten Siebenbürgen reich. Um das einstweilen dünn besiedelte Land und seinen Reichtum besser nutzen zu können, hatte der ungarische König als Oberherr um die Mitte des 12. Jahrhunderts Siedler ins Land gerufen, denen im Gegenzug für ihre Kultivierungs- und Erschließungsleistungen weitreichende Vergünstigungen zugebilligt wurden. Viele Zuwanderer kamen aus dem Raum an Rhein und Mosel – so entstand die deutschsprachige, ihre eigenständige Kultur ausbildende Bevölkerungsgruppe der Siebenbürger Sachsen, die das Land jahrhundertlang maßgeblich mitprägte. Das erfolgreiche Wirtschaften der Siebenbürger Sachsen und die Landesnatur weckten jedoch auch die Begehrlichkeiten diverser Nachbarn. Wer heute verstehen möchte, wodurch die einzigartige siebenbürgische Kirchenburgenlandschaft entstanden ist, sollte sich noch einmal klar machen, dass die innerrumänische Binnenlage ein historisch junges Kennzeichen des Landes ist. Das benachbarte walachische Fürstentum mit der vorläufig noch wenig bedeutenden Stadt Bukarest geriet im 15. und 16. Jahrhundert schrittweise unter die Oberhoheit des gewaltig expandierenden, militärisch schlagkräftigen Osmanischen Reiches. Dessen Sultane, die seit 1453 im eroberten Konstantinopel residierten, das zu Istanbul umbenannt wurde, schwangen sich zu einer hegemonialen Machtstellung in der ganzen Region auf. 1526 kam der junge ungarische König Ludwig II. (1506 –1526) in der Schlacht bei Mohács im Kampf ge-

gen die Armee Sultan Süleimans I. (um 1495–1566) ums Leben. Das Königreich Ungarn wurde in der Folgezeit zum größten Teil durch osmanische Truppen erobert und besetzt, es blieb für mehr als anderthalb Jahrhunderte unter osmanischer Herrschaft. Die siebenbürgischen Fürsten vermochten einen labilen Zwischenstatus zu wahren, nicht unabhängig von den osmanischen Herrschern, aber auch nicht vollständig unterworfen. Über die Karpaten kamen aus osmanischem Gebiet indes immer wieder Streifscharen, manchmal Militär, manchmal einfach räuberische Banden in das reiche Siebenbürgen. Die Einwohnerschaft brauchte dann Schutz und die Ressourcen, um mindestens kürzere Belagerungen zu überstehen.

So entstanden die Kirchenburgen: Da die Kirchen ohnehin die zentralen Bauwerke der Dörfer und Städtchen waren, da diese auch meist zu großen Teilen aus Stein errichtet wurden, war ihr Ausbau zu Rückzugs- und Wehrbauten eine naheliegende Maßnahme. In die Kirchenburg konnte sich dann die bedrohte, meist bäuerliche Bevölkerung der Umgebung zurückziehen, wenn wieder osmanische Streifscharen oder andere feindlich gesinnte Truppen auftauchten, die oft hauptsächlich aufs Beutemachen, nicht auf eine dauerhafte Eroberung aus waren. Da es sich zumeist um leicht bewaffnete, berittene Truppen handelte, die kein schwer zu transportierendes Belagerungsgerät mit sich führten, genügte die Mauern der Kirchenburgen häufig als Schutz, während zugleich die für alle in der Kirchenburg aufgenommenen Familien präzise geregelte Bevorratung ein Ausharren ermög-

lichte. Denn die Belagerer, die in den zuvor möglichst leer geräumten Dörfern der Umgebung saßen, waren oft schneller mit Hunger konfrontiert und zogen wieder ab. Als die habsburgischen Herrscher von Wien aus, da sie 1526 den Anspruch auf die ungarische Krone geerbt hatten, im ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhundert das Osmanische Reich weit zurückdrängten und auch Siebenbürgen schrittweise unter ihre Kontrolle bringen konnten, verloren die Kirchenburgen nach und nach ihre Verteidigungsfunktion. So blieben lediglich einige davon vollständig erhalten. Heute zählt man noch etwa 160 Objekte dieser Art in Siebenbürgen. Ein Teil davon ist spektakulär und hat große Anziehungskraft für touristische Besucher. Insgesamt sieben Kirchenburgen sind in der jüngeren Vergangenheit auf die Welterbe-Liste der UNESCO aufgenommen worden, wodurch ihr (kultur-)historischer Wert unterstrichen wurde: Birtihalm (Biertan), Deutsch-Weißkirch (Viscri), Keisd (Saschiz), Kelling (Calnic), Schäßburg (Sighişoara), Tartlau (Prejmer) und Wurmloch (Valea Viilor). Nicht von ungefähr führte uns daher unser erster Weg von Kronstadt nach Tartlau.

Kirchenburg Tartlau Bild: Wikipedia, © Civertan



### Kirchenburg Tartlau

**D**iese Kirchenburg ist nicht nur wegen ihrer Größe etwas Besonderes, sondern auch durch ihre Geschichte. Ihre Entstehung geht nämlich auf den Deutschen Orden zurück, der allerdings nur für verhältnismäßig kurze Zeit in Siebenbürgen wirkte (1211–1225). Danach waren es Zisterzienser-Mönche, welche Tartlau übernahmen. Nachdem sich in Siebenbürgen frühzeitig schon im 16. Jahrhundert die Reformation durchgesetzt hatte, wurde auch die Tartlauer Kirche evangelisch, die Kirchenburg behielt indes ihre Funktion. Bezeichnend ist, dass das nahebei liegende Dorf zwischen dem 13. und dem 17. Jahrhundert insgesamt über 50-mal angegriffen und besetzt, meist auch zerstört wurde, dass die Kirchenburg aber, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, stets standhielt und nicht erobert werden konnte. Die Anlage war groß genug, um rund 1.600 Menschen eine Zeitlang Unterschlupf zu bieten.

Kirchenschiff Kirchenburg Tartlau



### Kirchenburg Honigberg

**K**aum weniger eindrucksvoll ist die Kirchenburg von Honigberg (Hărman), auch wenn sie (bisher mindestens) nicht von der UNESCO besonders gewürdigt wird. Auch sie ist seit dem 13. Jahrhundert entstanden und immer wieder erweitert beziehungsweise verstärkt worden. Im Innern des Mauerringes ist noch gut erkennbar, dass die schutzsuchende Bevölkerung in einer Art »Appartementstruktur« untergebracht war. Besonders bemerkenswert ist in Honigberg, dass im sogenannten Kapellenturm Wandmalereien aus dem 14. und 15. Jahrhundert, also der vorreformatorischen Zeit erhalten sind. Auch die Kirchenburg Honigberg trotzte mehrfach Eroberungsversuchen. So stand im April 1612 Fürst Gabriel Báthory, der seine Macht auch gegenüber den Siebenbürger Sachsen ausdehnen wollte, mit nicht weniger als 7.000 Mann vor der Burg. Nach vier Tagen vergeblicher Belagerung und erheblichen Verlusten durch die Feuerwaffen der Verteidiger musste Báthory abziehen.

Kapellenturm Kirchenburg Honigberg



Wandmalereien im Kapellenturm





Innenhof Kirchenburg Honigberg



Kirchenburg Großau



Bild: Wikipedia, © Alina Belascu

Die Kirchenburg Großau (Cristian) schützte einst eine der ältesten siebenbürgisch-sächsischen Siedlungen, die schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts begründet wurde. Hier können Besucher noch heute sehr anschaulich lernen, welchem Zweck der »Speckurm« gewidmet war, den es in vielen Kirchenburgen gab. Und man kann das nicht nur anschaulich, sondern auch ganz handgreiflich lernen, da die einst streng rationierten Vorräte heute, da allenfalls sehr vorübergehende touristische Belagerungen zu befürchten sind, auch käuflich erworben werden können. Und das gehört ohnehin zu unseren Reiserfahrungen: Gutes und reichliches Essen, gepaart mit größter Gastfreundlichkeit sind auch Kennzeichen Siebenbürgens.

Im »Speckurm«



Blick vom Kirchturm der Kirchenburg Wurmloch



## Kirchenburg Wurmloch

Die nächste Kirchenburg auf dem Reiseplan ist die von Wurmloch (Valea Viilor). Um die Herkunft des merkwürdigen deutschen Ortsnamens kreisen verschiedene Spekulationen, ohne dass eine davon bestätigt wäre. Aber imponierend ist der Bau jedenfalls, nicht zufällig auch seit 1999 auf die UNESCO-Welterbeliste aufgenommen. Denn Chor und Turm der Kirche, deren Ursprünge ins 13. Jahrhundert zurückgehen, wurden im 15. Jahrhundert mit trutzigen Wehrgeschossen versehen, die bis heute den Eindruck vermitteln, dass man es mehr mit einer Burg, denn mit einer Kirche zu tun hat. Wer den hier und da ein wenig heiklen Aufstieg auf den Turm wagt, wird mit ungewöhnlichen Perspektiven belohnt. Da erscheint die nicht weniger als sieben Meter hohe Ringmauer der Kirchenburg plötzlich eher klein.

## Kirchenburg und Sachsentreffen in Meschen

Sodann führte unser Weg weiter nach Meschen (Moșna) und dies nicht nur, aber auch wegen der dortigen Kirchenburg. Diese ist im 14. und 15. Jahrhundert entstanden und bei ihrer reichhaltigen Ausstattung sind es nicht zuletzt Details, die besonders schön sind und die zeigen, dass diese Kirchen zwar auch als Wehrbauten entstanden sind, dass es dennoch dabei nicht an Kunstsinn fehlte.



Wurmloch

Und man versteht sogleich, dass Wurmloch wie die meisten anderen siebenbürgisch-sächsischen Siedlungen als langgestrecktes Straßendorf angelegt wurde.



Vor dem Abstieg auf der zuweilen bedenklich knarrenden, beachtlich steilen hölzernen Treppe im Gebälk des Turms hat der Besucher noch einmal Gelegenheit zum Durchatmen.

Doch nicht allein die Kirchenburg hat uns nach Meschen gezogen, sondern auch das »Sachsentreffen«, das große Fest der noch vor Ort in Siebenbürgen oder anderwärts lebenden Siebenbürger Sachsen also. Es handelte sich um das insgesamt schon 32. Treffen dieser Art, wieder aufgenommen nach der Zwangspause durch die Corona-Pandemie. Veranstalter war nicht zuletzt das Demokratische Forum der Deutschen in Siebenbürgen, also die Interessenvertretung der noch in Rumänien lebenden deutschen Minderheit, beteiligt war zudem die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien, der traditionell die meisten Siebenbürger Sachsen angehört haben oder noch angehören.



Schön war es, die Lebendigkeit der Siebenbürger Sachsen von heute miterleben und einen Eindruck von der Volkskultur in ihrer Eigenart gewinnen zu können. Und natürlich gab es neben der Musik und dem Tanz auch wieder sehr gut zu essen. Ermöglicht hat uns dieses außergewöhnliche Erlebnis ganz besonders Rainer Lehni, der nicht nur als Kuratoriumsmitglied die Arbeit der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus schon lange unterstützt, sondern zudem schon seit 2010 als Vorsitzender der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen des Verbandes der Siebenbürger Sachsen tätig ist. 2019 hat er zusätzlich das Amt des Bundesvorsitzenden des Verbandes und damit noch mehr Verantwortung übernommen. Sein siebenbürgischer Heimatort Zeiden (Codlea), wo Rainer Lehni 1972 geboren wurde, kann auch mit einer imposanten Kir-

chenburg aufwarten, lag aber leider nicht auf unserer Strecke. Aber er konnte uns den Zugang zu einer anderen Kirchenburg vermitteln – und damit Eindrücke jenseits der bestens gepflegten touristischen Highlights wie Tartlau oder Honigberg. Denn längst nicht alle der noch vorhandenen Kirchenburgen erfreuen sich einer hinlänglichen Pflege, da vielerorts inzwischen die zugehörigen Gemeinden ganz oder zum größten Teil dahingeschwunden sind und so Aufmerksamkeit und Ressourcen aller Art fehlen.

### Kirchenburg Tobsdorf

So kamen wir auch, einem schmalen, sich durch Wiesen und Wald schlängelnden Sträßchen folgend, nach Tobsdorf (Dupuş). In dem in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründeten siebenbürgischen Dorf leben heute wohl nicht einmal 200 Menschen – darunter sind keine Deutschen mehr. So ist die im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts gebaute evangelische Kirche St. Tobias (die einst dem Ort seinen deutschen Namen bescherte) schon seit Beginn der 1990er Jahre verwaist. Auch als Kirchenburg ist sie nicht mehr auf den ersten Blick erkennbar, da die einstige Ringmauer bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts abgetragen wurde.

Vielleicht zeigt die Liedertafel noch die Gesänge an, die beim letzten Gottesdienst in der Kirche angestimmt wurden, das war 1991. Einen eigenen evangelischen Pfarrer hatte der Ort schon mehr als zehn Jahre

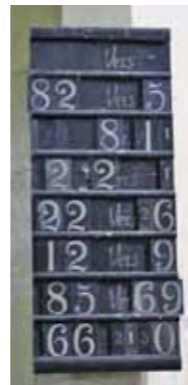


Bild: Wikipedia, © Zsolt deak

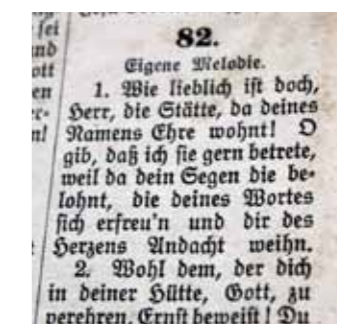
zuvor nicht mehr. An Tobsdorf lässt sich wohl das Schicksal der Siebenbürger Sachsen exemplarisch aufzeigen: Mit der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs, an dem Rumänien zeitweilig in einer Art Zwangsbündnis mit NS-Deutschland beteiligt war und von der Roten Armee erobert wurde, gab es die erste große Zwangsmigrationswelle. Viele Deutsche – 1930 hatte es noch rund 300.000 in Rumänien gegeben – verließen schon jetzt das Land, oft Richtung Westdeutschland, oft noch viel weiter weg, etwa nach Kanada. Denn nach der Deportation von Tausenden Männern und besonders auch Frauen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion, die oft mehrere Jahre andauerte und auch zahlreiche Todesopfer forderte, waren die im inzwischen kommunistisch regierten Rumänien verbliebenen Deutschen einer drastischen Diskriminierung ausgesetzt. In den 1970er Jahren, unter der deprimierenden Diktatur Nicolae Ceauşescu und in wirtschaftlich desolater Situation, entschlossen sich sehr viele der noch in Rumänien lebenden Deutschen schweren Herzens zum Verlassen ihrer Heimat. Das Ceauşescu-Regime betrieb mit diesen Menschen einen schwunghaften Handel und ließ sich die Ausreisegenehmigungen durch die Bundesregierung teuer bezahlen. Für durchschnittlich rund 10.000 D-Mark pro Kopf konnten zwischen 1967 und 1989 etwa 227.000 Menschen aus Rumänien in die Bundesrepublik Deutschland übersiedeln. Zurück blieben viele ganz oder teilweise entvölkerte Ortschaften in Siebenbürgen, nachrückende Bewohner interessierten sich meist kaum oder gar nicht für das nicht-transportable kulturelle Erbe wie etwa die Kirchenburgen.

Kaum verwunderlich also, dass die Zeit an der nicht mehr genutzten, ungeheizten und den Witterungseinflüssen ausgesetzten Tobsdorfer Kirche nagt. Auch ein



Laiie erkennt unschwer, dass das nasse Mauerwerk nicht mehr allzu lange standhalten wird. Rainer Lehni gehört mit seiner Frau Heike Mai-Lehni zu denjenigen, die sich ehrenamtlich nach Kräften bemühen, sich dem Verfall entgegenzustellen. Die wertvolle Orgel und das nicht minder wertvolle Chorgestühl konnten bereits gerettet werden – allerdings durch Abtransport aus Tobsdorf. Dennoch sind in der Kirche noch manche Details zu sehen, die beindrucken und zugleich traurig stimmen, da sie womöglich bald verloren sein werden –

wie die über 400 Jahre alte Tür zur Sakristei mit dem kunstvollen Türgriff.



Mögen die Worte Beachtung finden, die sich im aufgeschlagenen Gesangbuch auf dem Lesepult finden.

## Kirchenburg Birthälm

Nicht ohne Beklemmung verlassen wir Tobsdorf, so belehrt wie Kirchenburgen eben auch aussehen können, übrigens auf demselben gewundenen Sträßchen, denn hinaus führt kein anderer Weg. Luftlinie sind es bis zur nächsten von uns in den Blick genommenen Kirchenburg lediglich wenige Kilometer, die Straßenführung indes gewährt uns weitere Einblicke ins heutige ländliche Siebenbürgen. Der Weg allerdings nach Birtäl (Biertan) lohnt sich. Die

dortige Kirchenburg sticht schon durch ihre trotzig Stellung auf einer die Umgebung beherrschenden Anhöhe heraus, ihre außergewöhnliche Größe tut ein Übriges, um die Vermutung nahelegen: hier stoßen wir wieder auf etwas Besonderes. Tatsächlich war die zu Beginn des 16. Jahrhunderts fertiggestellte, spätgotische Kirche längere Zeit die Bischofskirche der Evangelischen Kirche in Siebenbürgen. Ihre reiche Ausstattung ist zum großen Teil erhalten, überhaupt ist die Kirche in glänzendem Zustand. Das ist nicht zuletzt Restaurierungs- und Erhaltungsmaßnahmen zu verdanken, die – angesichts des



Mittelschiff Kirchenburg Birtäl



weitgehenden Desinteresses des kommunistischen Staates – mit großen Mühen bereits in den 1970er Jahren von gemeindlicher Seite vorgenommen wurden. So verwundert es auch nicht, dass es die Birtälmer Kirchenburg war, die als erstes Objekt dieser Art auf die UNESCO-Welterbeliste aufgenommen wurde, nämlich schon 1993. Das hat es ermöglicht, dass dort seit 2004 weitere Restaurierungen auch mit internationalen Mitteln durchgeführt werden konnten.

## Margaretenkirche Mediasch

Der herbe Kontrast zwischen Tobsdorf und Birtäl begleitet uns gedanklich zur nächsten Station, nämlich nach Mediasch (Medias). Der Ort, heute immerhin noch eine Stadt mit weit über 40.000 Einwohnern, zählte einst mit Kronstadt und dem gar nicht weit entfernten Hermannstadt (Sibiu) zu den bedeutendsten siebenbürgisch-sächsischen Siedlungen überhaupt. Jahrhundertlang wurde Mediasch von einer nahezu ausschließlich deutschen Bevölkerung geprägt. Deren einstiger Reichtum ist heute noch in den stolzen Bürgerhäusern sichtbar, mehr allerdings noch in der Margaretenkirche, der Hauptkirche der Stadt. Der heutige Bau wurde im 15. Jahrhundert an die Stelle älterer Vorgängerbauten gesetzt und kann sich in seinen Dimensionen wahrhaft mit der Schwarzen Kirche in Kronstadt und beinahe auch der Hermannstädter Stadtpfarrkirche messen.

Hätten wir nur Stunden, um den kunst- und kulturhistorischen Reichtum dieser Stätte ganz auszukosten! Da ist etwa der zu einiger Berühmtheit gelangte Mediascher Altar, ein unglaublich reichhaltiges Kunstwerk, das zwischen 1490 und 1520 entstanden ist. Doch bevor man zum Altar gelangt, fesselt einen schon das wunderbare bronzene Taufbecken,

Taufbecken Margaretenkirche



Tobsdorfer Gestühl in der Margaretenkirche



das noch deutlich älter ist als der Altar. Es wird auf das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts datiert. In Siebenbürgen ist kein älteres Objekt dieser Art zu finden, und obwohl wir eine ganze Reihe besonders schöner Taufbecken zu sehen bekommen, ist dieses doch einzigartig. Und wieder ist der Schritt zum Altar gehemmt, denn gleich links vom Taufbecken steht im Chorraum – das Tobsdorfer Gestühl. Hier mischen sich wieder Begeisterung und Trauer: Das Gestühl wurde 1537 in der uns schon bekannten Tobsdorfer Kirche aufgestellt und zeugt von der einstigen Bedeutung und dem Kunstsinn der Gemeinde dort. Aus Lindenholz gefertigt und mit reichen Einlegearbeiten geschmückt, war es zweifellos jahrhundertlang eine besondere Zier in Tobsdorf. Angesichts der schwierigen Erhaltungssituation wurde es allerdings schon vor Jahrzehnten abgebaut, zerlegt und in der Großauer Kirchenburg zwischengelagert. Mit Hilfe von Lehrenden und Studierenden der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst Hildesheim/Holzminden/Göttingen (HAWK) wurde das Gestühl jedoch seit 2010 restauriert und schließlich 2018 in der Margaretenkirche an passender Stelle wieder aufgebaut. Eine den ganzen Prozess dokumentierende Ausstellung war auch bereits im Frühjahr 2020 bei uns im Gerhart-Hauptmann-Haus zu sehen<sup>1</sup>.

Wie schön und beeindruckend nun auch das Gesamtergebnis am neuen Standort sehen zu können! In der Margaretenkirche hat übrigens auch die nicht minder wertvolle, 1731 gebaute Orgel aus der Tobsdorfer Kirche einen neuen, sicheren Standort gefunden. Sie wurde 2020 dorthin verbracht und wird wohl bald auch wieder spielbar sein.

### Schäßburg

**D**ass unsere vorletzte Etappe in Siebenbürgen nach Schäßburg (Sighișoara) führte, gewährleistete für uns noch einmal einen besonders schönen, traditionsreichen Ort aus der Geschichte Siebenbürgens zu sehen. Nicht von ungefähr wurde die ganze Altstadt von Schäßburg auf die Welterbeliste der UNESCO aufgenommen (seit 1999). Der Ort, dessen erste urkundliche Erwähnung von 1280 stammt, der aber sicher um einiges älter ist, war lange Zeit eines der wichtigsten Zentren der deutschen Bevölkerung. Heute sind die deutschen Bewohner indes auch auf ein kleines Häuflein zusammengeschrumpft. Die Zeugnisse ihrer Geschichte und Kultur sind indes mannigfaltig – nicht zuletzt in der auch mit Unterstützung aus Deutschland wunderbar restaurierten Bergkirche.

<sup>1</sup> [www.hawk.de/de/newsportal/presse-meldungen/chorgestuehl-zum-kaarneval-duesseldorf](http://www.hawk.de/de/newsportal/presse-meldungen/chorgestuehl-zum-kaarneval-duesseldorf)



Bergkirche Schäßburg



## Klausenburg

Schließlich: Unser Aufenthalt in Siebenbürgen näherte sich seinem Ende – Klausenburg (Cluj-Napoca) sollte die letzte Station sein. Eine unbedingt sehenswerte Station, auch weil wir hier Boden betreten, der einst zur römischen Provinz Dacia gehörte. Die historischen Wurzeln der Stadt reichen also sogar bis in die Antike zurück. Im 13. Jahrhundert kamen auch hierhin deutsche Siedler. Die Stadt war dann zeitweilig die zweitgrößte Stadt des damaligen Königreichs Ungarns. Davon zeugt auch das nicht zu übersehende Denkmal für den ungarischen König Matthias Corvinus (1443–1490), der in Klausenburg geboren wurde. Noch heute ist ein beträchtlicher Teil der Stadtbewohner ungarischer Nationalität, während die Deutschen auch hier nahezu ganz verschwunden sind. Indes: Die rumänische und die Europafahne auf dem Klausenburger Hauptplatz zeigen uns, dass wir unbeschadet dessen zusammengehören.



**E**in besonderer Dank gilt abschließend Rainer Lehni – er hat uns das Sachsentreffen in Meschen ans Herz gelegt. Wie schön und bereichernd war es dieser Anregung gefolgt zu sein!



Er hat sich darüber hinaus sehr viel Zeit genommen, hat uns das Erlebnis in Tobsdorf ermöglicht, sowie manche wichtige und allzu touristische Perspektive geradegerückt. Und Rainer Lehni hat uns noch bis Mediasch begleitet, wo wir von ihm die Geschichte des Tobsdorfer Chorgestühls vermittelt bekamen – anschaulich und mit Herzblut. So hat er uns Siebenbürgen nicht nur als Vergangenheit, sondern auch als lebendige Gegenwart nahegebracht.

In diesen großen Dank möchten wir unseren Reiseleiter Hubert Schulleri einschließen, auch ein »echter« Siebenbürger Sachse, sogar einer, der wieder dorthin zurückgekehrt ist. Sein Kenntnisreichtum und – da wo es angebracht war – sein Humor haben uns ebenfalls ungemein bereichert. Er hat die schwierigen Themen nicht ausgelassen, darunter die nach wie vor vielerorts missliche Situation der Roma in Rumänien. Aber er hat – wie Rainer Lehni – vor allem mit Leben erfüllt, was wir im kleinen Museum in Wurmloch als Motto gesehen haben:



**S**chließlich: Spätestens als wir den Zustand der Tobsdorfer Kirche gesehen haben, war uns klar: es gibt noch ungemein viel zu tun! Und dies natürlich nicht nur an den prekären Orten wie Tobsdorf. Unser gemeinsames Interesse sollte sein, dazu beizutragen, die einzigartige Kirchenburgenlandschaft, überhaupt die Kulturlandschaft Siebenbürgen zu erhalten. Denn sie verbindet uns mit unseren deutschen Landsleuten in und aus Siebenbürgen, mit unseren rumänischen Freunden und Partnern – und natürlich auch mit den ungarischen Freunden und Partnern, die mit Siebenbürgen ihrerseits kulturell und historisch eng verbunden sind.

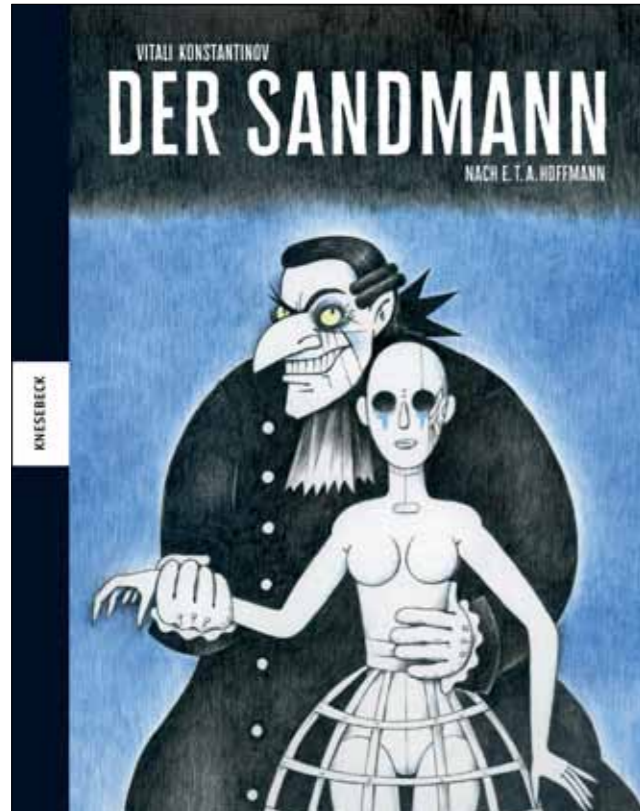
Wer noch mehr erfahren möchte über die Kirchenburgen und ihre Erhaltung, wer aber auch praktisch mithelfen möchte, findet viele Informationen und Möglichkeiten auf der Internetseite der Stiftung Kirchenburgen<sup>2</sup>. Diese steht unter der doppelten Schirmherrschaft des rumänischen Staatspräsidenten Klaus Johannis (bekanntlich ein Siebenbürger Sachse) und unseres Bundespräsidenten Dr. Frank-Walter Steinmeier. Letzterer hat sich gerade erst – Ende Mai 2023, also einige Monate nach uns – bei einem Besuch in Hermannstadt über die Situation der Kirchenburgen und des siebenbürgischen Kulturerbes informiert.

**V**ielleicht gelingt es ja mit Hilfe der Stiftung Kirchenburgen oder von anderer Seite doch noch die Tobsdorfer Kirche zu retten. Vorläufig halten wir fest an dem Motto, das uns in der Kirche von Wurmloch schon auf dem Weg über die knarrende Treppe hinauf auf den Turm – und wohlbehalten wieder herunter begleitet hat:



<sup>2</sup> <https://kirchenburgen.org>

## Die Bibliothek im Gerhart-Hauptmann-Haus – eine Auswahl unserer Neuzugänge



**Vitali Konstantinov**

### Der Sandmann nach E.T.A. Hoffmann

E.T.A. Hoffmann schrieb den Schauer-roman »Der Sandmann« bereits vor über 200 Jahren. Erzählt wird die Geschichte von Nathanael, der als Kind mit ansehen musste, wie sein Vater mit dem Advokat Coppelius regelmäßig alchemistische Experimente durchführte, an denen sein Vater letztlich starb. Nathanael sieht in Coppelius seitdem den fürchterlichen Sandmann, von dem man ihm früher vor dem Zubettgehen erzählt hat. Nathanael handelt unter diesen Eindrücken immer häufiger im Wahn, das Leben entgleitet ihm. Doch auch in seiner Krankheit bleibt seine große Liebe Clara bei ihm. Vitali Konstantinov hat das Kunstmärchen als Graphic Novel umgesetzt.



Bild: © Vitali Konstantinov

Vitali Konstantinov

Vitali Konstantinov, 1963 geboren bei Odessa, Ukraine, studierte Kunst und Architektur in Russland, Grafik, Malerei und Byzantinische Kunstgeschichte in Deutschland. Er unterrichtete Buch illustration u. a. an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg. Seine Bücher erhielten zahlreiche Preise, u. a. die Auszeichnung »Schönstes deutsches Buch« von der Stiftung Buchkunst für Seltsame Seiten.

**Stefan Lehr (Hg.)**

### Unter Beobachtung. Vertriebenenverbände im Blick der sozialistischen Sicherheitsdienste



Seit den späten 1940er-Jahren wurden die in der Bundesrepublik Deutschland frisch gegründeten Vertriebenenverbände umfassend und skeptisch von den Geheimdiensten der sozialistischen Staaten des östlichen Europas beobachtet. Anhand von Fallbeispielen aus der DDR, Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien wird gezeigt, mit welchen Mitteln und zu welchen Zwecken die Informationen zusammen getragen wurden. Die Geheimdienste nahmen die Vergangenheit zahlreicher Vertriebenenfunktionäre unter die Lupe und ließen auch die in den sozialistischen Ländern verbliebenen Deutschen nicht unbeobachtet. Diese Ausgabe des Journals für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa leistet einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Wahrnehmung der Vertriebenenverbände in den sozialistischen Staaten, zur Arbeit der Sicherheitsdienste sowie zu den bilateralen Kontakten im Kalten Krieg.

**Andrzej Friszke | Antoni Dudek**  
Geschichte Polens 1939 – 2015



Buchtitel: ©Verlage

Das Buch zeichnet die jüngere Geschichte Polens nach, die mit der deutschen Besetzung beginnt. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist Polen wieder ein souveräner Staat, allerdings mit veränderten Grenzen und unter starkem Einfluss der Sowjetunion und Stalins. Es wird das Verhältnis von Staat und Kirche im kommunistischen Polen ebenso dargestellt wie die Gründung der Gewerkschaft »Solidarność«, an der Friszke sogar aktiv beteiligt war. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wechselten die Machtverhältnisse im nun demokratischen Staat in kürzerer Abfolge. Die beiden Autoren legen den Schwerpunkt auf die Politik- und Sozialgeschichte.

**Deutsches Polen-Institut**  
Jahrbuch Polen 2023  
»Osten«



Das aktuell erschienene Jahrbuch Polen bietet ein Spektrum von Analysen und Einsichten, wie in Polen der »Osten« wahrgenommen wird, welche Abgrenzungen und befürchteten Abgründe, aber auch welche positiven Zuschreibungen und romantischen Stereotype es gibt. In den Essays, Interviews und literarischen Texten wird gefragt,

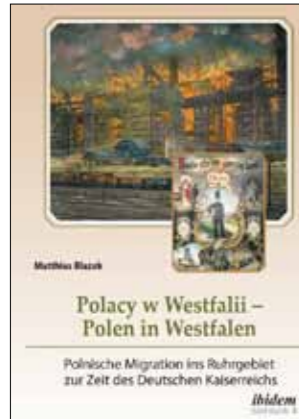
was die Polinnen und Polen am Osten inspiriert und fasziniert, kamen doch Generationen von polnischen Intellektuellen und Kulturschaffenden aus den östlichen Grenzlanden (Kresy). Schließlich wird die Debatte ausgemessen, wie der östliche, sowjetische Einfluss, der Land und Gesellschaft über einen langen Zeitraum prägte, bewertet wird und wie »östlich« Polen in der Selbstwahrnehmung heute (noch) ist. Im Jahrbuch finden sich Beiträge u.a. von Olga Drenda, Kai-Olaf Lang, Katrin Steffen, Małgorzata Ruchniewicz, Kacper Pobłocki, Iwona Reichardt, Jan Kusber, Adam Balcer und Stefan Chwin.

**Rita Kiss**  
Aus Ungarn nach Bayern



Der Volksaufstand in Ungarn, bei dem im Oktober 1956 breite gesellschaftliche Kräfte gegen die kommunistische Regierung auf die Straße gingen, wurde bereits im November durch die Sowjetische Volksarmee beendet. Hunderttausende Ungarn verließen daraufhin ihr Land, viele nutzten Bayern als Transitgebiet oder blieben dort. Wegen der im Freistaat überwiegend vorherrschenden, antikommunistischen Stimmung im Kalten Krieg und wegen der sich stetig bessernden wirtschaftlichen Situation in der Bundesrepublik wurden die Flüchtlinge weitgehend positiv aufgenommen. Das Buch stellt die Lage in den Jahren von 1956 bis 1973 dar und erläutert die Hintergründe und Motivationen der fliehenden Menschen.

### Matthias Blazek Polacy w Westfalii – Polen in Westfalen



Bereits zur Zeit des Deutschen Kaiserreichs kamen polnische Migranten ins Ruhrgebiet, überwiegend aus Nieder- und Oberschlesien, der Kaschubei und aus Masuren. Der Autor, selbst Nachfahre sogenannter »Ruhrpolen«, berichtet über die Lebensumstände der Landarbeiter in ihrer früheren Heimat und

über Gründe, sich ab 1870 in größerer Zahl auf den Weg ins Ruhrgebiet zu machen. Er beleuchtet ebenso die Lebensverhältnisse in der neuen Heimat anhand ausgewählter Beispiele und Anekdoten. So stellt er einen Zusammenhang zwischen den neuen Ruhrgebietsbewohnern und der Gründung des FC Schalke 04 her und schildert die Umstände einer ungewöhnlichen Hinrichtung in Duisburg.

### Carmen Teixeira (Hg.) Geschichte der Zuwanderung in Nordrhein-Westfalen



Zuwanderer, die in Nordrhein-Westfalen nicht nur Arbeit, sondern auch Heimat fanden, gab es im Laufe der Geschichte des Bundeslands so einige. Doch obwohl sie NRW im großen Maße prägten und mitgestalteten, wird das Wort »Zuwanderung« häufig negativ konnotiert und diskutiert. Dass es auch anders geht, beweist dieses Buch. Mithilfe von präzisen Fakten zur Ge-

schichte und Gegenwart, Analysen und persönlichen Zeugnissen werden nicht nur Widersprüche, Konflikte und ungelöste Aufgaben von Integration als Prozess thematisiert, sondern auch mögliche Chancen und Erfolge hervorgehoben.

### Karen Körber | Andreas Gotzmann Lebenswirklichkeiten



Karen Körber berichtet in ihrer Studie über verschiedene russischsprachige Jüdinnen und Juden, die nach der Wiedervereinigung nach Deutschland kamen und das jüdische Leben heute mitprägen. Die hierzu befragten jungen Leute berichten über ihr Verhältnis zu Israel und zu Deutschland und erzählen darüber, was es für sie heißt, russischsprachig und jüdisch

in Deutschland zu leben. Andreas Gotzmann widmet sich der Frage, wie die Zuwanderung die jüdischen Gemeinden in Deutschland geprägt und verändert hat und wie sich das jüdische Leben in Deutschland von dem in anderen Staaten seitdem unterscheidet.

### Annelies Augustyns Städtische Erfahrung in deutsch-jüdischen Selbstzeugnissen aus Breslau im »Dritten Reich«



In Breslau lebte früher die drittgrößte jüdische Gemeinde Deutschlands. Der Raum, den man den Juden nicht nur geographisch, sondern auch politisch, sozial, kulturell und wirtschaftlich einräumte, wurde in den 1930er-Jahren immer mehr eingeengt. Die Nationalsozialisten drangen in diese Räume vor und zeigten immer mehr Präsenz. Dies

endete letztlich in der Zerstörung der jüdischen Gemeinschaft in Breslau. Die Autorin belegt dies anhand der Breslauer Tagebücher und anderen, autobiographischen Aufzeichnungen, die sie für einen wesentlichen Bestandteil des Gedächtnisses einer Gesellschaft hält.

### Katja Bergmann Werner Bergengruen



Buchtitel: ©Verlage

Der 1892 in Riga geborene deutschbaltische Dichter kam, um der Russifizierungspolitik in seiner Heimat auszuweichen, in jungen Jahren nach Deutschland, wo er an verschiedenen Institutionen zu Schule ging und studierte. Er setzte sich stets kritisch mit seiner Zeit auseinander und stand auch dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüber. Einige seiner Werke wurden daher verboten. Das Buch versteht sich nicht ausschließlich als chronologische Biografie, sondern erläutert auch die Denkmuster des Autors und beleuchtet kurz einige zeitgenössische Autoren, mit denen Bergengruen persönlich und poetisch verbunden war.

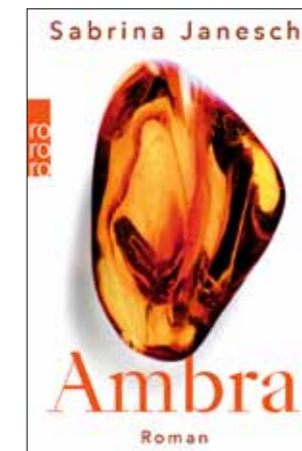
### Marcin Wiatr Literarischer Reiseführer Galizien



Galizien ist eine Region, die den Westen der Ukraine und den Südosten Polens umfasst. Viele Schriftsteller griffen und griffen galizische Themen auf, darunter Joseph Roth, Leopold von Sacher-Masoch, Alfred Döblin und Stanisław Lem. Der Autor des Reiseführers, Marcin Wiatr, ist Historiker und Germanist. Er führt die Leser zu Orten jüdischen Lebens, tief in die Geschichte

dieses Landstrichs, auf die Gipfel des Tatragebirges und in die modernen Metropolen der Gegenwart. Seine ausführlichen Beschreibungen werden durch literarische Zitate, detaillierte Karten und sowohl historische als auch aktuelle Abbildungen ergänzt.

### Sabrina Janesch Ambra



Kinga ist eine Deutschpolin, die in Deutschland aufgewachsen ist. Sie erbt von ihrem Vater eine Wohnung in Danzig und ein Stück Bernstein, in dem eine Spinne eingeschlossen ist. Als Kinga nach Polen reist, um in ihrer neuen Wohnung zu leben, lernt sie auch den polnischen Teil ihrer Familie kennen. Nach und nach nähert man sich an und Kinga entdeckt seherische

Fähigkeiten an sich, die wohl mit dem Familienerbe zusammenhängen. Sie wird in turbulente Abenteuer verwickelt, in deren Verlauf Menschen mysteriös verschwinden. Über die Handlung in der Gegenwart eröffnet sich dem Leser auch die Familiengeschichte Kingas, die in Danzig 150 Jahre zurückreicht.



Buchrezension einer Leserin

## »In den Häusern der Anderen«

Karolina Kuszyk

Ich wuchs an der Lausitzer Neiße auf und wartete – durch meine genealogischen Forschungen – sehr gespannt auf dieses Buch. Meine Mutter stammte aus Schlesien und Personen meiner Ahnentafel waren aus Ostpreußen. Der Buchtitel weckte bei mir Hoffnungen auf Berichte aus der Nachkriegszeit. Persönlich habe ich die Kriegszeit nicht erlebt und kenne daher Vertreibung und Umsiedlung nur aus Erzählungen meiner Eltern und Großeltern. Wer nun ausschließlich Geschichten der polnischen Zwangsumsiedler in den deutschen Häusern in Schlesien, Pommern, Masuren oder Ermland erwartet, der wird sicher ein wenig enttäuscht sein. Trotzdem ist es wichtig weiterzulesen, um die Rolle und Einflussnahme der polnischen Regierung zu verstehen. Es geht um den Umgang der polnischen (Zwangs-)Umsiedler mit ihrer neuen Heimat und den zurückgelassenen Dingen der Deutschen. Plötzlich wohnten sie in Häusern aus Stein, fanden z.B. Dreschmaschinen und Zentralheizung vor, konnten aber damit nicht umgehen, denn sie hatten solche Dinge noch nie in ihrem Leben gesehen. Mit Dekret vom 8. März 1946 ging das Vermögen der Deutschen in polnisches Eigentum über. Beamte erfassten Mobiliar, Geschirr, Wäsche in den ehemals deutschen Häusern und die nun »neuen« Bewohner mussten die zurückgelassenen Sachen von der polnischen Regierung zurückkaufen.



Karolina Kuszyk Bild:  
© Grzegorz Lityński

Die polnischen Umsiedler lebten in einer inneren Zerrissenheit und konnten sich nicht in der neuen Heimat verwurzeln. Die 1972 beginnende Entspannungspolitik durch Bundeskanzler Willi Brandt und auch der visafreie Verkehr zwischen der DDR und der VR Polen schürten unter den Zwangsumsiedlern Ängste, dass sie ihre »neue Heimat« verlieren könnten, wenn die ehemaligen deutschen Bewohner zurückkommen oder ihr Eigentum abholen. Inzwischen sind mehr als 70 Jahre nach Kriegsende vergangen und demzufolge war es sicher schwierig, noch Zeitzeugen zu finden, die »in den Häusern der Anderen« lebten. Auch deshalb schweift die Autorin gern in die letzten 30 Jahre ab.



Buchtitel: ©Verlag

Die zweite Generation der Umsiedler wuchs bereits in Plattenbauten auf – ohne Bezug zu den ehemals deutschen Häusern ihrer Eltern – und erst die 3. Generation (ca. 1990) besann sich auf die Geschichte Schlesiens. Viel war nicht mehr von den Spuren der Deutschen vorhanden. Mit behördlicher Genehmigung wurde die deutsche Literatur verbrannt, Denkmäler vernichtet und Friedhöfe planiert. Leider wurde nach 1990 noch einmal ein Fehler gemacht, indem man alles, was an den Kommunismus erinnerte, vernichtete. Die Historiker bedauern, dass – durch verfehlte politische Entscheidungen – somit Polen ca. 100 Jahre Geschichte geraubt wurden.

Nicht immer konnte ich beim Lesen erkennen, ob die Autorin von den Erlebnissen ihrer eigenen Eltern oder Großeltern erzählt, vielleicht sind es auch die Geschichten ihrer Interviewpartner. Interessant wäre auch zu erfahren, welche Gefühle bewegten die deutschen Zwangsaussiedler, die ihre – nun polnische – Heimat verlassen mussten? Es gibt kaum noch Zeitzeugen, die darüber ein Buch schreiben könnten, sie durften kaum etwas mitnehmen, keine Möbel auch keine Grabplatten. Von den polnischen Behörden bekamen sie zu hören: »Das ist jetzt alles polnisches Eigentum.« ■

Buchrezension von Rüdiger Goldmann

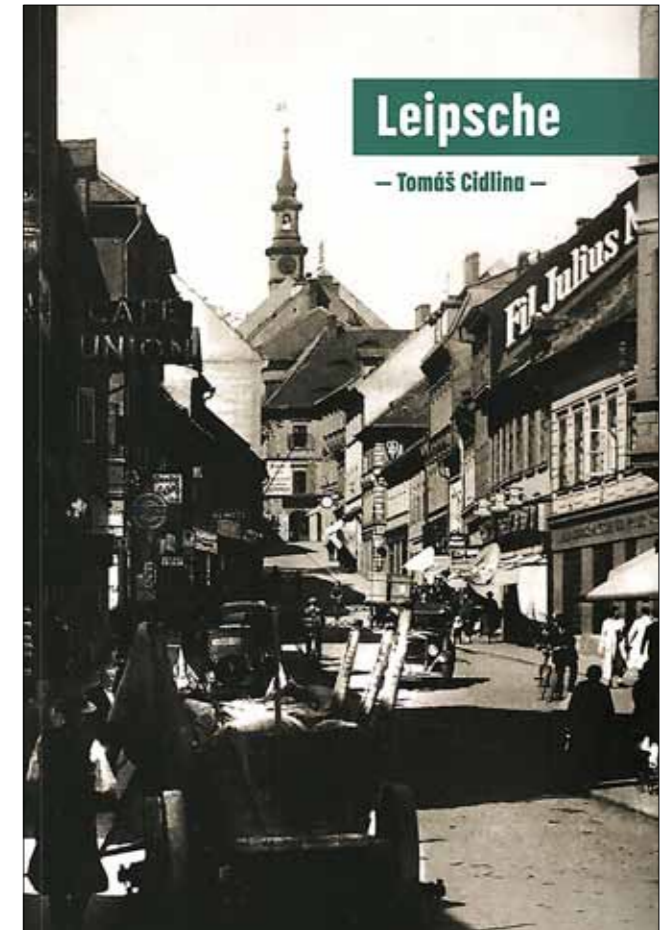
## »Leipsche«

Tomáš Cidlina

Böhmisch Leipa – Leipsche zum Beispiel  
Ein Buch der Erinnerung – aber nicht nur das

Der Verfasser von »Leipsche« ist mir leider nicht bekannt, dem gebräuchlichen sudetendeutschen Namen von »Böhmisch Leipa«, Tomáš Cidlina, obwohl unser sudetendeutscher Heimatkreis Düsseldorf schon zweimal im Nachbarort Reichstadt/Zákupy und in Haida und Hirschberg zu Besuch war. Aus Reichstadt sandte mir der dortige Museumsleiter Zdeněk Rydygr nun die deutsche Ausgabe dieser Heimatgeschichte zu. Es ist eine beeindruckende Veröffentlichung des Leipaer Historikers und Museumsleiters, der sich nicht nur der Stadtgeschichte, sondern auch den aus dieser Stadt 1945/1946 vom tschechoslowakischen Beneš-Regime vertriebenen Sudetendeutschen verpflichtet weiß. 1930 hatte die Stadt 13.715 Einwohner, davon 78 % Deutsche und 22 % tschechische Bürger. Ihre alte Geschichte ist mit den Adelsfamilien der Leipa, Berka von Duba, Waldstein, Kaunitz und anderen verknüpft. Ferner war sie über die Jahrhunderte deutsch und katholisch. Cidlina gibt zunächst einen ausführlichen Überblick über die Entwicklung des Ortes bis in die Nachkriegszeit der Jahre 1945/1947, stets in Verbindung mit den allgemeinen deutsch-sudetendeutsch-tschechischen Beziehungen von 1918/1938/1939.

Die Vertreibung von 5.000 Menschen auf einem Fußmarsch nach Sachsen am 15. Juni 1945 wird ohne Beschönigung berichtet. »Der Schmerz wegen des Verlustes der Heimat ist für uns heute unvorstellbar« (vgl. S. 91), lautet dazu eine Bewertung. Der Autor bleibt aber dabei nicht stehen. In ausführlichen Lebensgeschichten wird über das Schicksal von acht Frauen und Männern berichtet, die er persönlich gesprochen hat oder besuchen konnte. Alte und



Buchtitel: ©Voda na mlýn, Česká Lípa, 2022

neue Fotos und Dokumente veranschaulichen die wechselvollen Erlebnisse dieser sudetendeutschen Vertriebenen aus Böhmisch Leipa. Es sind Beispiele für die millionenfache Vertreibung aus dem Sudetenland und die Zerstreuung in den verbliebenen deutschen Gebieten. Man kann nur hoffen, dass die tschechische Ausgabe viele Bewohner von Böhmisch Leipa/Ceska Lipa und darüber hinaus erreicht. Tomáš Cidlina widmet seine Publikation den »Vertriebenen und denen, die vertrieben werden«, auch im Jahr 2023 von höchster Aktualität. ■

### Anmerkung der Redaktion

Beide Publikationen können in unserer Bibliothek entliehen werden.



Tanzgruppe aus Böhmen Bild: Wikipedia, © Bundesarchiv, Bild 183-L0602-0329

## Böhmen, die Musik – und das Grauen

Zu den Todestagen von Karel Ančerl (1908–1973), Joseph Keilberth (1908–1968) und Otto Klemperer (1885–1973)

VON WINFRID HALDER

In einschlägigen Musiksendungen taucht er immer noch auf, der Gassenhauer »Aus Böhmen kommt die Musik«. Ursprünglich populär gemacht hat ihn der Sänger und Schauspieler Peter Alexander (1926–2011), kein Böhme, immerhin aber gebürtiger Wiener und Stammgast in den (west-)deutschen Fernsehshows meiner Kindertage. Und irgendwie stimmt das ja auch: aus Böhmen kommt die Musik. Vielleicht war es die jahrhundertelange deutsch-

tschechische Symbiose, die, beiderseits angereichert durch das jüdische Element, zur außergewöhnlichen kulturellen und damit auch musikalischen Fruchtbarkeit dieser Region beigetragen hat. Zudem war es sicherlich auch ihre Lage im Herzen Europas, am Schnittpunkt vieler Verbindungslinien, die eine ausgeprägte musikalische Volkskultur mit hervorgebracht hat. Ferner hat gewiss ein wenig die großzügig fördernde Musikliebhaberei des böhmischen Adels ihren Teil beigetragen, so

wie auch die zeitweilige Gegenwart des überaus musikkaffinen habsburgischen Hofes in Prag – jedenfalls dessen ständige Nähe in Wien. Sicherlich kam vieles zusammen. Und daher fallen einem gleich so viele Namen ein: Jan Dismas Zelenka (1679–1745) spielte am seinerseits höchst musikliebenden Dresdner Hof (auch nicht fern von Böhmen) eine wichtige Rolle, Jan Václav Antonín Stamic (Stamitz) (1717–1757) begründete am kurfürstlich-pfälzischen Hof die musikgeschichtlich enorm bedeutsame »Mannheimer Schule«, František Benda (1709–1786) begleitete mit seiner Violine das Flötenspiel des preußischen Königs Friedrich II. und leitete dessen Orchester, Christoph Willibald Gluck (1714–1787), der später Bahnbrechendes auf dem Gebiet der Oper leisten sollte, ist zwar nicht in Böhmen geboren (sondern in der nahen Oberpfalz), ist aber seit seinem vierten Lebensjahr in Böhmen aufgewachsen. Von ihm ist der bezeichnende Ausspruch überliefert, »in meiner Heimat treibt alles Musik«, was ihm schon in seiner Kindheit entscheidende Anstöße gab. Leopold Antonín Koželuh

**F**ast alle Kinder auf der Bühne und im Zuschauerraum wurden wie Ullmann und Krása ermordet.

später waren fast alle Menschen, die in dem Filmausschnitt zu sehen sind, tot. Ihre letzte Station war die Gaskammer in Auschwitz. Die Szene stammt aus dem Film, den das NS-Regime im August 1944 im Konzentrationslager Theresienstadt drehen ließ, in Böhmen also, unweit von Prag. Dieser war ein an Infamie kaum zu überbietender Täuschungsversuch des Goebbels'schen Lügenimperiums, dessen nicht minder infamer Name »Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda« lautete. Gedacht war das Machwerk für ein internationales Publikum, um die angeblich so blendenden Lebensbedingungen der in Theresienstadt gefangengehaltenen jüdischen Menschen unter Beweis zu stellen. Im Oktober 1944, kurz nach der Fertigstellung des Films, der allerdings angesichts des bald folgenden Zusammenbruchs des NS-Regimes nie öffentlich gezeigt wurde, und der nur noch fragmentarisch überliefert ist, wurden nahezu alle an der Produktion beteiligten inhaftierten Menschen nach Auschwitz deportiert, die meisten sofort bei ihrer



Propagandafilm »Theresienstadt (Der Führer schenkt den Juden eine Stadt)« Bild: Screenshot Youtube

(1747–1818) war zu Lebzeiten in Wien zeitweilig populärer als seine Zeitgenossen Mozart und Beethoven, und von Bedřich Smetana (1824–1884) und Antonín Dvořák (1841–1904) braucht hier nicht viel mehr gesagt zu werden, als dass auch sie aus Böhmen kamen.

Da gerät man leicht ins Schwärmen und Schwelgen. Doch dann diese Szene: Ein junger Dirigent leitet ein scheinbar beschwingt aufspielendes Streichorchester, die Musik ist scheinbar stürmisch heiter. Das große Publikum klatscht scheinbar begeistert, der anwesende Komponist, ein noch jugendlich wirkender Mann, tritt neben das Dirigentenpult, verneigt sich dankbar für die Ovationen ...<sup>1</sup> Nur wenig

<sup>1</sup> hier nachzuvollziehen: [youtube.com/watch?v=P9V6d2Y1WJE](https://www.youtube.com/watch?v=P9V6d2Y1WJE)



»Brundibár« von Hans Krása; Foto aus dem Film Bild: Screenshot Youtube

Ankunft ermordet. Auch die Kinder, die man in dem Streifen scheinbar gelöst spielend im Sandkasten sitzen sieht. Ebenfalls der Regisseur und Schauspieler Kurt Gerron (1897–1944), den das deutsche Publikum doch eigentlich aus den frühen Tonfilmen und gewaltigen Kinoerfolgen »Der blaue Engel« (1930) und »Die drei von der Tankstelle« (ebenfalls 1930) kannte. Da hatte Gerron an der Seite von Marlene Dietrich, Emil Jannings und Hans Albers beziehungsweise neben Heinz Rühmann und Willy Fritsch gespielt. Marlene Dietrich, die die Nazis von Herzen hasste, war rechtzeitig nach Hollywood gegangen, Jannings, Albers, Rühmann und Fritsch setzten ihre Karrieren in der nunmehr von Goebbels kontrollierten Universum Film AG (UFA) mehr oder weniger unbeirrt, jedenfalls als Aushängeschilder fort, während Gerron, in die Niederlande emigriert, 1940 bei deren Besetzung von den antisemiti-



Karel Ančerl Bild: Wikipedia

schen Verfolgern eingeholt und später nach Theresienstadt geschafft wurde. Tot auch, gerade 45 Jahre alt geworden, der Komponist des Stückes, Pavel Haas. Der 1899 im damals noch habsburgischen Brünn (Brno) geborene Haas war in seiner Heimatstadt ein Schüler Leoš Janáček (1854–1928), der war kein Böhme, aber ein Mährer, gleich aus der Nachbarschaft also und eine der ganz großen Gestalten der Musik des frühen 20. Jahrhunderts. Mit der deutschen Besetzung des restlichen Gebietes, der zuvor schon völkerrechtswidrig zerstückelten Tschechoslowakei, wurde Haas' Musikerkarriere abrupt unterbrochen. Als Künstler jüdischer Herkunft hatte er praktisch keine Aufführungsmöglichkeiten mehr, bis er dazu genötigt wurde in Theresienstadt, wo er seit Ende 1941 inhaftiert war, an der Goebbels'schen Täuschungsaktion teilzunehmen – so wie auch seine Komponistenkollegen Viktor Ullmann (1898–1944) und Hans Krása (1899–1944). Krásas für Kinder als Ausführende und Publikum geschriebene Märchen-Oper »Brundibar« wurde in dem Theresienstadt-Film ebenfalls missbraucht. Fast alle Kinder auf der Bühne und im Zuschauerraum wurden wie Ullmann und Krása ermordet. Selbst wenn man nur diese Ausschnitte aus dem Film ansieht: Sie genügen, um herzbeklemmende Scham und Entsetzen auszulösen.

Der damals 36-jährige Dirigent Karel Ančerl indes, der die Streicherkomposition von Pavel Haas uraufführte, überlebte, vielleicht, weil er ein paar Jahre jünger war und den mörderischen Entscheidern der SS an der »Rampe« in Auschwitz noch »brauchbar« erschien. Seine Frau Valerie jedoch und der in Theresienstadt geborene, nicht einmal zwei Jahre alte Sohn Jan wurden offenbar gleich weiter ins Gas geschickt. So wie wenig später Ančerls Eltern, die ebenfalls in Theresienstadt gefangen gehalten worden waren. In einem Interview, das er 1964 für eine westdeutsche Dokumentation über den Theresienstadt-Film gab, hat Ančerl berichtet, dass er im Lager zunächst diverse Hilfsarbeitertätigkeiten auszuführen hatte, bevor es der Lagerkommandant, SS-Obersturmführer Karl Rahm (1907–1947), für zweckmäßig hielt, sich der vorhandenen künstlerischen Kräfte zu bedienen, um das erwähnte Täuschungsmanöver zu inszenieren.

**K**arel Ančerl wurde im April 1908 im südböhmischen Tučapy, unweit der heutigen tschechisch-slowakischen Grenze, in einer jüdischen Familie geboren. Er sprach Deutsch ebenso gut wie Tschechisch, wie in jenem Interview zu hören ist. Gegen den Wunsch seiner Eltern entschied er sich für ein Musikstudium am Prager Konservatorium, wo er seit 1924 Komposition, Schlagzeug und Dirigieren studierte. 1930 arbeitete Ančerl eine Zeitlang in München mit Hermann Scherchen (1891–1966), einem der bedeutendsten deutschen Dirigenten seiner Generation zusammen. Von Scherchen mag Ančerl nicht zuletzt die ausgeprägte Vorliebe für zeitgenössische Musik übernommen haben. So traf er 1932 in Wien mit

dem Komponisten Alban Berg (1885–1935) zusammen, eine Begegnung, die er zeitlebens als besonders bedeutsam einschätzte. Von 1933 bis 1939 arbeitete Ančerl für den Rundfunk in Prag und sammelte Erfahrungen als Dirigent. Aufgrund seiner jüdischen Herkunft verlor er 1939 seine Stellung nach dem deutschen Einmarsch. Seit November 1942 wurde er mit seiner Familie in Theresienstadt gefangen gehalten. Nach seiner Befreiung kehrte Karel Ančerl 1945 nach Prag zurück. Bald darauf übernahm er die musikalische Leitung der heutigen Prager Staatsoper, des früheren Neuen deutschen Theaters. 1947 wurde er Chefdirigent des Rundfunksinfonieorchesters Prag. 1950, inzwischen war die 1945 wiedergegründete Tschechoslowakei unter die kommunistischen Satellitenstaaten der Sowjetunion eingereiht, wurde Ančerl auf Anordnung des Kultusministeriums Chefdirigent der Tschechischen Philharmonie und damit des renommiertesten und weltweit bekanntesten Orchesters des Landes. Sein Vorgänger Rafael Kubelík (1914–1996) hatte die Tschechoslowakei aus politischen Gründen verlassen. Anfänglich nicht unumstritten, baute Ančerl den herausragenden Ruf des Orchesters noch weiter aus. Zahlreiche Tournee-Einladungen, auch in die westliche Welt, folgten. Auf das Programm setzte Ančerl besonders Komponisten seiner Heimat, darunter nicht zuletzt Zeitgenossen wie Bohuslav Martinů (1890–1959). Martinů, der aus dem böhmischen Städtchen Polička stammte, hatte in jungen Jahren selbst als Geiger in der Tschechischen Philharmonie gespielt. Später hatte er lange Jahre in Paris gelebt, das er 1940 angesichts der deutschen Besetzung Richtung USA verließ. Dort fand er als Komponist Anerkennung. Eine Rückkehr nach Prag war Martinů aus politischen Gründen nicht möglich. Seit 1952 war er US-Bürger. Daher war es für Ančerl in der kommunistischen ČSSR nicht ganz risikolos, sich für Martinůs Werk einzusetzen.

**N**ach der brutalen Niederschlagung des »Prager Frühlings« im Sommer 1968 verließ Karel Ančerl, längst auch ein international gefragter Gastdirigent (etwa bei den Berliner Philharmonikern) seine Heimat, wie so viele andere Tschechen und Slowaken auch. Er übernahm in Kanada die Leitung des Toronto Symphony Orchestra. Dort starb Karel Ančerl im Alter von 65 Jahren am 3. Juli 1973, vor 50 Jahren also.

Fast auf den Tag genau fünf Jahre vor Ančerl starb der nahezu exakt gleich alte, ebenfalls im April 1908 geborene Dirigent Joseph Keilberth (1908–1968). Keilberth erlitt, gerade 60 Jahre alt, ohne jedes Vorzeichen, während einer von ihm geleiteten Aufführung von Richard Wagners Oper »Tristan und Isolde« in der Bayerischen Staatsoper in München offenbar einen Herzinfarkt und war sofort tot. Abgesehen vom nah benachbar-

ten Geburtsdatum und dem Beruf des Dirigenten scheint es zwischen Karel Ančerl und dem gebürtigen Karlsruher Joseph Keilberth wenig Berührungspunkte gegeben zu haben. Und dennoch hatten beide Künstlerbiographien Parallelen, die bei genauerem Hinsehen erschüttern – waren doch beide hineingeboren in das »Zeitalter der Extreme«, wie der britische Historiker Eric Hobsbawm (1917–2012) das 20. Jahrhundert genannt hat. Und Hobsbawm, dessen Familie polnisch-jüdische Wurzeln hatte, und der zeitweilig in den 1920er und frühen 1930er Jahren in Wien und Berlin aufgewachsen ist und dort das antisemitische Klima zu spüren bekam, wusste wovon er sprach.

**S**o wie für den jungen Dirigenten Karel Ančerl die Zerstörung der Tschechoslowakei und deren Besetzung durch NS-Deutschland den schlagartigen Einbruch seiner jungen Musikerkarriere bedeutete und die persönliche und familiäre Katastrophe zur Folge hatte, bedeutete der gleiche Vorgang für den gleichaltrigen Badener Keilberth einen beachtlichen Karrieresprung. Keilberth hatte zwar schon 1935 die Leitung der Badischen Staatskapelle in seiner Heimatstadt Karlsruhe übernommen, als er 1940 nach Prag berufen wurde, gelangte jedoch in ein Umfeld von schwerlich zu vergleichender musikalischer Tradition und Bedeutung. Keilberth hatte schon zuvor offenbar – sicherlich nicht unähnlich zahlreichen anderen, insbesondere künstlerisch tätigen

Menschen in Deutschland – mit dem Versuch begonnen, auch nach Errichtung der NS-Diktatur die Politik weitgehend aus seinem Leben auszuklammern. Er hatte schon lange vor 1933 beschlossen, »daß die Musik die Hauptsache in meinem Leben ist«, wie er in einem knappen, erst 1970, also posthum, veröffentlichten autobiographischen Text formuliert hat. In diesem Text bleibt Keilberth hinsichtlich der politischen Zeitumstände sehr vage. Er spricht etwa von der »großen Umstellung«, die 1933 auch die deutschen Theater erreicht habe. Er erwähnt, dass sein Karlsruher Vorgänger als Generalmusikdirektor und dirigentischer Mentor, dem er viel zu verdanken hatte, nämlich der gebürtige Wiener Josef Krips (1902–1974) Deutschland verlassen musste. Dass der entscheidende Grund dafür Krips' jüdische Herkunft war, bleibt unerwähnt – so wie Keilberth nirgends von antisemitischer Verfolgung spricht, die doch gerade auch im kulturellen Bereich sofort und umfassend praktiziert wurde. Keilberth legt aber Wert auf die Bemerkung, dass er Krips nach dem Zweiten Weltkrieg wiedergetroffen habe und dass zwischen ihnen bestes Einvernehmen geherrscht habe. Krips hatte, zunächst in seine österreichische Heimat zurückgekehrt, nach der Besetzung Österreichs durch NS-Deutschland mit Berufsverbot belegt, zeitweilig als Angestellter einer Lebensmittelfirma arbeitend

**S**eine Frau Valerie jedoch und der in Theresienstadt geborene, nicht einmal zwei Jahre alte Sohn Jan wurden offenbar gleich weiter ins Gas geschickt.



Joseph Keilberth Bild: Wikipedia, © Deutsche Fotothek

und unerkant bleibend, überlebt. Als Keilberth die Berufung nach Prag annahm, wechselte er jedenfalls in das unter deutscher Zwangsherrschaft stehende »Reichsprotectorat Böhmen und Mähren«. Die neue Aufgabe habe ihn, so schrieb er später, »als Musiker enorm gereizt«, er habe dabei »an den politischen Hintergrund nicht gedacht.« In Prag übernahm er die Leitung des »Deutschen Philharmonischen Orchesters Prag« – in gewisser Weise war dieser Klangkörper das »Gegenunternehmen« zur Tschechischen Philharmonie.

Auch wenn Joseph Keilberth persönlich sicherlich kein überzeugter Nationalsozialist gewesen ist, so durfte er jedoch in Prag des besonderen Interesses und der Förderung von Reinhard Heydrich (1904–1942) gewiss sein. Heydrich, der seit 1933 eine steile Karriere unmittelbar hinter SS-Chef Heinrich Himmler gemacht hatte und der einer der zentralen Architekten und Akteure des mörderischen NS-Verfolgungsapparates war, übernahm im September 1941 zusätzlich die Funktion des stellvertretenden »Reichsprotectors« in Prag. Nach Einschätzung Heydrichs und anderer SS-Spitzen war die Besatzungspolitik unter »Reichsprotector« Konstantin von Neurath (1873–1956) – ursprünglich Diplomat – nicht konsequent und hart genug, insbesondere mit Blick auf tschechische Widerstandsaktivitäten. Heydrichs Eintreffen in Prag bedeutete demnach sofort eine drastische Verschärfung des Vorgehens der deutschen Besatzungskräfte mit der Verhaftung von Tausenden Menschen und bald darauf Hunderten von rasch vollstreckten Todesurteilen. Zeitlich parallel dazu war Heydrich einer der Hauptverantwortlichen bei den längst begonnenen Massenmordaktionen gegen jüdische und andere nach Lesart der NS-Rassenideologie »minderwertige« Bevölkerungsgruppen vor allem im östlichen Europa. Als Chef des Reichssicherheitshauptamtes leitete Heydrich am 20. Januar 1942 die berüchtigte »Wannseekonferenz«, welche vor allem der Systematisierung des schon in Gang gesetzten rassistischen Völkermordes diente.

**E**s gehört zu den absurd erscheinenden Aspekten der Geschichte der NS-Diktatur, dass Reinhard Heydrich zugleich ein enthusiastischer Musikliebhaber war und selbst, offenbar nicht ohne Talent, Geige spielte. Er war in dieser Beziehung durch sein Elternhaus vorgeprägt: Heydrichs Vater war der Opernsänger und Komponist Bruno Heydrich (1865–1938), seine Mutter Elisabeth (1871–1946) war zeitweilig als Klavierlehrerin tätig. Beide waren begeisterte Anhänger Richard Wagners – nicht von ungefähr erhielt ihr ältester Sohn Reinhard den zweiten Vornamen Tristan. Und die Eltern gaben offenbar frühzeitig auch ihre eigene antisemitische Einstellung an den Sohn weiter.

In Prag war Heydrich also gnadenloser Exekutor des Unterdrückungsapparates der Besatzer – und eifriger Konzertbesucher. Nachdem er infolge eines vom britischen Geheimdienst unterstützten und von tschechischen Widerstandskämpfern aus-

geführten Attentats am 4. Juni 1942 ums Leben kam, wurden Tausende von Menschen Opfer der folgenden Vergeltungsaktionen der SS. Besondere Bekanntheit hat die grausige Vernichtung des Dorfes Lidice am 9. Juni 1942 erlangt: Aufgrund einer angeblichen, später aber als falsch erwiesenen Verbindung eines Teils der Attentäter in das Dorf knapp 30 Kilometer nordwestlich von Prag, wurden dort fast alle Männer sofort ermordet, die Frauen und Kinder wurden in Konzentrationslager deportiert. Sehr viele der Frauen und fast alle der Kinder sind dort ebenfalls zum Ermordet worden. Insgesamt gab es allein in Lidice mehrere Hundert Todesopfer. Die Gebäude des Dorfes wurden zudem vollständig zerstört.

**I**n dem kurzen Erinnerungstext von Joseph Keilberth findet all das keinerlei Widerhall, unklar bleibt ebenso, ob er etwas oder wieviel er über das Konzentrationslager Theresienstadt wusste, das nur rund 60 Kilometer von Prag entfernt ist. Keilberth berichtet allerdings demgegenüber, dass er noch am 30. April 1945 mit seinem Orchester einen Beethoven-Abend gab. Voraussetzung dafür war, dass er und sein Orchester auf der sogenannten »Gottbegnadeten-Liste« standen. Diese wurde im Sommer 1944 vom Goebbels'schen Propagandaministerium erstellt (zur selben Zeit also, als in Theresienstadt der erwähnte Film gedreht wurde). Die Liste war dazu gedacht, als besonders wichtig betrachtete Künstlerinnen und Künstler vor der Einberufung zum Wehrdienst oder zu anderen Dienstverpflichtungen zu schützen. Nicht wenigen, vor allem der darauf stehenden Männer, dürfte die Liste das Leben gerettet haben. Auf ihr stand übrigens – neben anderen Dirigentenkollegen – auch Herbert von Karajan (1908–1989), wie Joseph Keilberth und Karel Ančerl im April 1908 geboren. Der Tag des letzten Konzerts, das Keilberth in Prag leitete, war der gleiche Tag, an dem im zerstörten und von der Roten Armee bereits fast vollständig eroberten Berlin Hitler Selbstmord beging. Für den 5. Mai sei, so vermerkt er weiter, ein weiteres Konzert geplant gewesen, dieses sei allerdings durch die »Revolution« verhindert worden. An diesem Tag begann der Aufstand tschechischer Widerstandskräfte gegen die noch anwesenden deutschen Besatzer, der durch die deutsche Gesamtkapitulation am 8. Mai 1945 zum Ende kam. Tags darauf zogen Einheiten der Roten Armee in Prag ein. Zugleich begann die Wiedererrichtung der Tschechoslowakei. Diese war mit der teils extrem gewaltsamen Vertreibung der Deutschen aus dem tschechoslowakischen Staatsgebiet verbunden. Keilberth und seine Familie, zeitweilig inhaftiert, hatten verhältnismäßig viel Glück: Zwar völlig mittellos, aber physisch unversehrt wurden sie Anfang Juni 1945 ins sächsische Pirna abgeschoben. Und Keilberth hatte noch mehr Glück: Die Staatskapelle Dresden, eines der traditionsreichs-

**D**ie neue Aufgabe habe ihn [...] »als Musiker enorm gereizt, er habe dabei »an den politischen Hintergrund nicht gedacht.«

ten und besten Orchester Deutschlands (und natürlich auch auf der »Gottbegnadeten-Liste« stehend) formierte sich nahezu zeitgleich wieder, nachdem ihre Mitglieder aus der beinahe völlig zerstörten sächsischen Hauptstadt zeitweilig evakuiert worden waren. Zwar lag ihre Spielstätte, die berühmte Semperoper, in Trümmern, aber die Musiker wollten dennoch wieder auftreten. Allerdings waren sie ihres Chefdirigenten verlustig gegangen. Karl Elmendorff (1891–1962), gebürtiger Düsseldorfer und noch ein »Gottbegnadeter«, hatte Dresden verlassen und war nicht greifbar. Da kam ein inzwischen recht erfahrener Orchesterleiter wie Joseph Keilberth gerade recht. Am 17. Juli 1945 dirigierte er wieder einen Beethoven-Abend, diesmal in Dresden und mit der Staatskapelle – er hat genau nachgezählt in seinem Erinnerungstext: das war gerade mal 71 Tage nach seinem letzten Prager Auftritt. Sein Prager Orchester war indes einstweilen in alle Winde zerstreut.

**W**ährend Karel Ančerl also nach Prag zurückkehrte, hatte Joseph Keilberth zugleich in Dresden eine neue Wirkungsstätte gefunden. Allerdings hat er Dresden relativ bald den Rücken gekehrt – wohl auch, weil die politischen Rahmenbedingungen ihm immer weniger behagten. Zwar waren hochkarätige Künstler wie er in der Sowjetischen Besatzungszone grundsätzlich willkommen, da sie als wichtig für den kulturellen Neubeginn im »besseren Teil« Deutschlands angesehen wurden. Allerdings begann mit der von der Besatzungsmacht kontrollierten Installation eines direkt oder indirekt von Kommunisten gelenkten Regimes auch eine

rigide Kulturpolitik, die keine tatsächliche oder vermeintliche ideologische Dissidenz bei den »Kulturschaffenden« duldete. Und wieder kam Joseph Keilberth ein Glücksumstand zugute: »Seine Prager«, nämlich die aus der Tschechoslowakei vertriebenen oder geflohenen Musiker des Deutschen Philharmonischen Orchesters Prag, hatten sich in großer Zahl schon bald nach Kriegsende gar nicht weit von der tschechoslowakischen respektive böhmischen Grenze, im oberfränkischen Bamberg eingefunden. Dort, in Bamberg, gab es schon längere Zeit Bestrebungen, ein ständiges professionelles Sinfonieorchester zu schaffen. Und da kamen nun die einstweilen stellungslosen Prager Musiker wie gerufen. Der mehrheitlich aus ehemaligen Angehörigen des Deutschen Philharmonischen Orchesters Prag formierte Klangkörper brauchte ein wenig länger als Joseph Keilberth bis sein nächster Beethoven-Abend stattfand. Aber im März 1946 war es so weit. Am Dirigentenpult des bald als Bamberger Symphoniker firmierenden Orchesters standen einstweilen Gäste, darunter Prominente wie Clemens Krauss (1893–1954) und Eugen Jochum (1902–1987), »Gottbegnadete« übrigens ihrerseits. Am 9. März 1949 jedoch stand wieder Joseph Keilberth vor dem ihm mehrheitlich wohlbekannten Or-



Otto Klemperer Bild: Wikipedia

chester. Als dieses ihn bald darauf bat, dauerhaft die Leitung zu übernehmen, sah Keilberth den Augenblick gekommen, Dresden zu verlassen – mit dem Wechsel nach Bamberg verließ er 1950 zugleich die gerade gegründete DDR und kam in die ebenso gerade gegründete Bundesrepublik Deutschland. Bis zu seinem plötzlichen Tod 1968 blieb Joseph Keilberth den »Bambergern« mit Prager Vergangenheit treu. Zugleich übernahm er andere wichtige Positionen, etwa bei den Bayreuther Wagner-Festspielen und an der Münchner Staatsoper. Darüber hinaus war er auch ein international gefragter Gastdirigent. Übrigens hat er in der erwähnten kurzen Autobiographie gleich eingangs Wert auf den Hinweis gelegt, dass ein Teil seiner vielfach schon als Musiker tätigen Vorfahren aus Böhmen stammte. Seine Geburt in Karlsruhe sei mehr »Zufall« gewesen. Ein großer Künstler gewiss, ein deutscher Lebenslauf im »Zeitalter der Extreme«. Wer die Kombination »Bamberg« und »Musik« überdenkt, dem fällt vermutlich zunächst E. T. A. Hoffmann (1776–1822) ein. Des 200. Todestages des gebürtigen Königsbergers war letztes Jahr zu gedenken; dass Hoffmann mit einer außergewöhnlichen literarischen und einer nicht minder außergewöhnlichen musikalischen Begabung beschenkt war, wird heute wohl meist sehr ungleichgewichtig erinnert. Der Autor der »Elixiere des Teufels«, der »Serapionsbrüder« und anderer eher düsterer literarischer Schöpfungen, verdeckt zumeist den kaum minder produktiven Komponisten und ausführenden Musiker Hoffmann, der sich nicht von ungefähr nach seinem Idol Mozart den zusätzlichen Vornamen Amadeus beigelegt hatte. Von 1808 bis 1810 war Hoffmann in Bamberg tätig, zeitweilig als Musikdirektor und am Theater. Seine liebe Not hatte er mit dem damals unzulänglichen Orchester und dem wenig verständigen Publikum. Als dann noch, um das Maß voll zu machen, unglückliche Liebe hinzukam, floh Hoffmann in die ganz anders geartete musikalische Atmosphäre von Leipzig und Dresden. Der in den Wahnsinn abgleitende Kapellmeister Johannes Kreisler, der in Beziehung zu den Bamberger Jahren in Hoffmanns literarischen Werken auftaucht, war gewiss nicht ohne autobiographische Züge.

**H**ätte E. T. A. Hoffmann nur schon die Bamberger Symphoniker zur Verfügung gehabt! Ein Spitzenorchester in einer Stadt dieser Größe ist keine Selbstverständlichkeit. Ein zumindest in den Ursprüngen, wenn man so sagen darf, Vertreibungsgewinn für die oberfränkische Bischofsstadt. Das 75. Gründungsjubiläum der Bamberger Symphoniker ist 2021 wie so vieles Andere ein Stück weit den Einschränkungen der Corona-Pandemie zum Opfer gefallen. Allerdings gibt es eine außergewöhnlich interessante, spannende und informative Möglichkeit, die Geschichte dieses Orchesters beziehungsweise dessen weit zurückreichende Vorgeschichte, die eng mit der Musikgeschichte Prags und Böhmens verknüpft ist, nachzuhören. 2021 kam, unterstützt vom Deutschlandfunk und von BR-Klassik, das Hörbuch »Böhmen liegt in uns.

Warum der Klang der Bamberger Symphoniker die Menschen ergreift« heraus. Mit vielen, nicht selten hinreißenden Musikausschnitten versehen (natürlich auch mit Joseph Keilberth als Dirigent), wird dort nicht zuletzt der musikalische Reichtum Böhmens entfaltet – ohne dass die deutsch-tschechischen Schattenseiten verschwiegen würden. Hier geht es um viel mehr als »nur« um Musik<sup>2</sup>.

**S**chließlich: Drei Tage nach Karel Ančerl, nämlich am 6. Juli 1973 starb in Zürich Otto Klemperer. Auch seines 50. Todestages ist also zu gedenken. Klemperer, 1885 geboren, gehörte einer anderen Generation an, dennoch fiel auch ein großer Teil seiner Biographie in das »Zeitalter der Extreme«. Und ja: Otto Klemperer wurde in Breslau geboren. Immerhin könnte man hier anführen: Schlesien, in dessen Hauptstadt Klemperer das Licht der Welt erblickte, war lange Zeit ein Nebenland der böhmischen Krone, bis es 1740 vom nicht nur Flöte spielenden, sondern auch Angriffskriege führenden preußischen König Friedrich II. besetzt wurde. Aber diese Verbindung zwischen Klemperer und Böhmen herzustellen, ist gar nicht nötig. Denn von väterlicher Seite gehörte Klemperers Familie zum bedeutenden Prager, also böhmischen Judentum. Erst Otto Klemperers Vater ging aus beruflichen Gründen nach Breslau, später nach Hamburg, wo Otto Klemperer den größten Teil seiner Kindheit und Jugend zugebracht hat. Obwohl der Vater kaufmännisch tätig war, war er ausgesprochen musikinteressiert und sangesfreudig, typisch böhmisch also? Da auch Klemperers Mutter musikalisch war, wurden die Weichen früh gestellt: Ersten Klavierunterricht erhielt er durch seine Mutter, Verwandte und Freunde der Familie halfen dem Heranwachsenden bei der Heranbildung seines Talents. Schon seit 1901 studierte der erst 16-jährige Musik, erst in Frankfurt am Main, dann in Berlin, zuletzt am renommierten Stern'schen Konservatorium. 1906 stand er als 21-Jähriger erstmals am Dirigententpult und zwar bei einer Aufführung von Jaques Offenbachs »Orpheus in der Unterwelt«, die kein geringerer als Max Reinhardt (1873–1943) inszenierte. Schon im Jahr zuvor hatte Klemperer eine für ihn schicksalhafte Begegnung: Er traf erstmals unmittelbar mit Gustav Mahler (1860–1911) zusammen. Und mit Mahler trat natürlich ein Dirigent und Komponist in Klemperers Leben, der seinerseits in der böhmisch-mährischen Musiktradition fest verwurzelt war. Mahler war 1860 im böhmischen Kalischt geboren worden und wuchs dann in Iglau, also im böhmisch-mährischen Grenzraum in einer Deutsch sprechenden jüdischen Familie auf. Als sich Klemperer und Mahler kennenlernten, war letzterer bereits seit 1897 Chefdirigent

<sup>2</sup> <https://accentus.com/discs/534/>

der kaiserlichen Hofoper in Wien, hatte also die vielleicht prominenteste aller musikalischen Positionen in der damaligen europäischen Kulturwelt inne. Unbeschadet seines Rufes als einer der besten Dirigenten seiner Zeit, war Mahler damals als Komponist noch stark umstritten. Sechs seiner schließlich neun großen Sinfonien waren 1905 schon geschrieben und uraufgeführt, mit meist zwiespältigem Publikumsecho. Mahlers Art zu dirigieren, damals eher ungewöhnlich in der starken Konzentration auf Werktreue, hat Otto Klemperer maßgeblich beeinflusst.

**O**tto Klemperers erste Station als Dirigent indes war Prag. Und zwar das Neue deutsche Theater, aus dessen Orchester später das Deutsche Philharmonische Orchester Prag hervorging. Klemperer wirkte dort in der Heimatstadt seiner Vorfahren von 1907 bis 1910 als Kapellmeister, dann wechselte er ans Hamburger Theater, wiederum unterstützt durch eine Empfehlung Gustav Mahlers. Als weitere Stationen Klemperers folgten in den nächsten Jahren die Theater in Barmen und Straßburg. 1917 erreichte er einen ersten Karrierhöhepunkt: Klemperer wurde als 32-Jähriger Generalmusikdirektor in Köln. Die Berufung dorthin erfolgte unter Mitwirkung des noch neuen Kölner Oberbürgermeisters Konrad Adenauer. Auf die leitende Funktion in Köln folgte die entsprechende Stelle in Wiesbaden, wo Klemperer von 1924 bis 1927 wirkte. Danach begann für ihn ein ganz neue Etappe: Leo Kestenberg holte ihn – im Einvernehmen mit dem preußischen Kultusminister Carl Heinrich Becker – nach

Berlin. Kestenberg, der übrigens aus dem heute slowakischen, damals zum Königreich Ungarn gehörenden Rosenberg (Ružomberok) stammte, war Kunstreferent in Beckers Ministerium. Die vom sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Otto Braun geführte preußische Regierung versuchte damals im Bildungswesen und in den staatlichen Kulturinstitutionen tiefgreifende Reformen durchzusetzen und nicht zuletzt eine Öffnung zur künstlerischen Moderne hin zu erreichen. Kestenberg, selbst ursprünglich Pianist, bewog Klemperer die künstlerische Leitung der »Krolloper« zu übernehmen. Das ursprünglich private Opernhaus, im Herzen der damaligen Reichshauptstadt gegenüber dem Reichstagsgebäude gelegen (etwa da, wo heute das Kanzleramt steht), war inzwischen in die preußischen Staatstheater eingereiht. Das Kultusministerium wünschte daraus eine Art Gegengewicht zur konservativ ausgerichteten »Lindenoper« zu machen. Mit Klemperers Wirken an der Krolloper begann eine Kette von Uraufführungen zeitgenössischer Werke, die – damals meist umstritten – heute zum Kernbestand der musikalischen »klassischen Moderne« zählen. Darunter waren Stücke von Igor Strawinsky (1882–1971), Arnold Schönberg (1874–1951) (dessen Mutter aus

**A**ls er [...] dort eine Aufführung von Richard Wagners Oper »Tannhäuser« dirigierte, kam es zu Störungen antisemitischer Art aus dem Publikum.

Prag stammte), Paul Hindemith (1895–1963) und Ernst Krenek (1900–1991) (der väterlicherseits aus Böhmen stammte und die Schreibweise des Familiennamens Křenek später vereinfachte). Die Krolloper wurde schon 1931 geschlossen. Die offizielle Begründung war Finanzknappheit, und tatsächlich hatte ja die Weltwirtschaftskrise längst eingesetzt und auch Deutschland in die wirtschaftliche (und politische) Depression gestürzt. In Wirklichkeit aber hatte das Haus unter Klemperers Leitung auch viel politischen Unmut auf sich gezogen, als Heimstatt der künstlerischen Moderne, die von den Nationalsozialisten schon vor 1933 als »Kulturbolschewismus« denunziert wurde. Vorübergehend war Otto Klemperer danach an der Lindenoper tätig. Als er am 12. Februar 1933, also knapp zwei Wochen nach der Installation Hitlers als Reichskanzler, dort eine Aufführung von Richard Wagners Oper »Tannhäuser« dirigierte, kam es zu Störungen antisemitischer Art aus dem Publikum. Wenig später emigrierte Otto Klemperer zunächst in die Schweiz und später in die USA.

**D**ort dirigierte Klemperer verschiedene der großen Orchester als Gast, allerdings ohne sich je heimisch zu fühlen. Zwischenzeitlich war er schwer erkrankt und dadurch arbeitsunfähig. Schon 1946 kehrte er das erste Mal nach Europa zurück und dirigierte als Gast etwa das Amsterdamer Concertgebouw-Orchester. Von 1947 bis 1950 wirkte er als Chefdirigent der Budapester Oper, verließ Ungarn aber angesichts der inzwischen errichteten kommunistischen Diktatur wieder. Da Klemperer eine dauerhafte Rückkehr nach Deutschland oder Österreich für sich ausschloss, siedelte er sich in der Schweiz an. Beruflich hatte er nicht zuletzt in London Rückhalt, wo er mit dem privaten Philharmonia Orchestra bis heute als herausragend geltende Studioeinspielungen zahlreicher Werke der klassischen Sinfonik erarbeitete. Dies obwohl Klemperer gegen Ende seines Lebens seinem britischen Biographen Peter Heyworth unumwunden gestand, er hasse es, im Studio zu dirigieren – freilich machte er auch kein Hehl daraus, auf die Einspielungen für Schallplatten-Produktionen aus finanziellen Gründen nicht verzichten zu können. Überaus hörenswert sind bis heute auch die Aufnahmen, die Otto Klemperer – als Gast nach Köln mehrfach zurückkehrend – in den 1950er Jahren mit dem Sinfonieorchester des Westdeutschen Rundfunks machte. Da es sich um Live-Mitschnitte aus dem Konzertsaal handelt, ist hier und da ein Hüsteln zu vernehmen, es kratzt ein wenig (da es sich ursprünglich um heute digitalisierte Schallplattenaufnahmen handelt), aber beglückend sind sie doch. Und man hört auf Live-Mitschnitten zuweilen auch ungewöhnlich Dinge: So wie auf dem aus einem Konzert, das Otto Klemperer am 16. Juni 1968 mit den Wiener Philharmonikern gab. Er dirigierte die

8. Sinfonie von Franz Schubert (dessen Eltern beide aus dem mährischen bzw. mährischen-schlesischen Raum, also der direkten Nachbarschaft zum Böhmischem stammten). Und am Ende der Aufnahme, als der letzte Takt verklingt, hört man, wie Klemperer, leise, aber deutlich ins Orchester sagt »Schön!« bevor der Applaus aufbrandet.

**A**ls Otto Klemperer am 6. Juli 1973 im Alter von 88 Jahren starb, ging eine musikgeschichtliche Ära zu Ende. Er war einer der letzten Dirigenten, die Gustav Mahler persönlich gekannt und auch als Dirigent eigener Werke gehört hatte. Klemperers Einspielungen Mahlerscher Werke dürfen daher sicherlich noch immer Referenzbedeutung beanspruchen. Und Mahler gehört natürlich auch zur großen böhmischen Musiktradition. Über ihn und andere zu schreiben, genügt indes natürlich nicht. Man sollte Otto Klemperer, auch Joseph Keilberth und natürlich Karel Ančerl hören. Dank der modernen Technik sind ja noch viele Aufnahmen verfügbar. Nicht ohne Bewegung etwa kann man hören, wie Karel Ančerl 1960 mit der Tschechischen Philharmonie das Orchesterstück »Mahnmal für Lidice«

seines böhmischen Landsmanns Bohuslav Martinů aufführte. Das Stück entstand 1943, vor 80 Jahren also, im Jahr nach dem fürchterlichen Massenmord in Lidice, von dem Martinů mit Entsetzen im amerikanischen Exil gehört hatte. Am 28. Oktober 1943 hat es Artur Rodzinski mit dem New York Philharmonic Orchestra uraufgeführt. Zu dieser Zeit war Karel Ančerl Häftling in Theresienstadt. Am Ende des kurzen, naturgemäß düsteren

Werks zitiert Martinů das allbekannte pochende Eingangsthema aus Ludwig van Beethovens 5. Sinfonie, das deutsche Hörerinnen und Hörer schwerlich ohne Betroffenheit erkennen werden.

**U**nd Bohuslav Martinů hat, in der böhmischen Musiktradition wurzelnd, noch viel mehr Hörenswertes geschrieben. Von seinen sechs Sinfonien liegt eine formidable Gesamteinspielung vor – mit den »böhmischen« Bamberger Symphonikern, geleitet von dem estnischen Dirigenten Neeme Järvi. Und das Orchester mit den »böhmischen Wurzeln« kann man sich ja vielleicht auch einmal direkt anhören. Denn ein Besuch im oberfränkischen, höchst geschichtsträchtigen Bamberg lohnt immer. Nicht nur wegen des berühmten, unvergleichlichen »Reiters«, jenes noch immer Rätsel aufgebenden, im 13. Jahrhundert entstandenen Standbilds im mittelalterlichen Dom. Vielleicht spielen die »Bamberger« ja gerade unter ihrem seit 2016 amtierenden tschechischen Chefdirigenten Jakub Hrůša, der in Prag studiert hat, einen Beethoven- oder Martinů-Abend in ihrer musikalischen Heimstätte, dem Joseph-Keilberth-Saal. Das mag dann auch Gelegenheit bieten darüber zu sinnieren, dass Geschichte nie einfach ist. ■

**U**nd am Ende [...] hört man, wie Klemperer, leise, aber deutlich ins Orchester sagt »Schön!« bevor der Applaus aufbrandet.

## Ingrid Pimpl – eine Musikantin ist verstummt

Nachruf

VON RÜDIGER GOLDMANN

**Der Tod darf nicht das letzte Wort haben. Deshalb schreibt man Nachrufe, zumindest versucht man, den Verstorbenen noch einmal zurückzuführen, seinen Lebensweg nachzuzeichnen.**

**I**ngrid ist vielen jungen und alten Mitgliedern der Sudetendeutschen Gemeinschaft in Düsseldorf und darüber hinaus begegnet und durch ihre jahrzehntelange aktive Mitarbeit bekannt geworden, stets fröhlich, bescheiden und hilfsbereit.

1936 als zweitältestes Kind in Buchau im Egerland (bis 1918 Österreich-Ungarn, dann ein unfreiwilliger Teil der neuen Tschecho-Slowakei und ab 1938 bis 1945 deutsches Staatsgebiet) in einer Konditor- und Kaufmannsfamilie geboren, erlebte sie schon als junges Mädchen den sowjetischen Einmarsch in diesem Teil des Egerlandes. Es gab zwar keine Kämpfe, er führte aber zur Beschlagnahme der elterlichen Konditorei am Marktplatz, dem Café Pimpl. Im Herbst

1945 war die Familie gezwungen Buchau zu verlassen und zog zu Verwandten nach Klein-Sich-Dich-Für. Von einem Lager in Marienbad erfolgte dann die Vertreibung in Viehwaggons nach Bayern.

In Schnaitsee bei Wasserburg wurden sie auf einem Bauernhof in zwei Zimmern untergebracht. Damit war die Odyssee noch nicht beendet: Vater Franz Pimpl konnte 1952 als Patisserie im renommierten Hotel Breidenbacher Hof in Düsseldorf eine Stelle und im Zentrum der noch von Bombenschlägen gezeichneten Stadt eine kleine Wohnung finden.

Damit begann Ingrids neuer Lebensabschnitt mit nachgeholtem Abitur und einer kaufmännischen Lehre in Nordrhein-Westfalen. Bis ins Rentenalter war sie in der Firma Bosch als Sachbearbeiterin tätig.

**A**ber von da an bis zu ihrem unerwarteten Tod am 1. Oktober 2022 war sie unermüdlich in unseren sudetendeutschen Gruppen und Gemeinschaften tätig, in der sudetendeutschen Jugend, den Mädchenkreisen und als meine Schriftführerin, bis zuletzt als stellvertretende Vorsitzende der Landsmannschaft in Düsseldorf, Leiterin des Stammtisches etc.

Walter Zinecker urteilt über sie: »[...] sie trat nie in den Vordergrund und war trotzdem Mitte des Geschehens.« Sie war unsere Musikantin, begleitete unsere sangesfreudigen Landsleute auf der Gitarre, war aktive Mitwirkende bei den Weihnachtssingtagen in der sudetendeutschen Bildungsstätte auf dem Heiligenhof.

Der Egerländer Dialekt war ihr wichtig, und auch das frühere Elternhaus hatte sie 1990 nach dem Sturz des tschechischen Kommunismus besucht.

Neben ihrem ehrenamtlichen

Einsatz fand sie Zeit für sportliche Erholung beim Skifahren – hier legendär die »Wilhelmina-Alm« – und sammelte Eindrücke unter anderem bei einer Fahrt mit der transsibirischen Eisenbahn.

Nun hat sie ihre letzte große Reise angetreten. Ingrid Pimpl, ein Mensch, eine Frau, auf die man sich verlassen konnte, aus dem Egerland, österreichisch, sudetendeutsch. Sie bleibt für Ihre Familie und uns in dankbarer Erinnerung. ■



# Die vergessenen Friedhöfe in Masuren

VON NIELS TIM DICKHAUT

## Gräber als gemeinsames Kulturerbe

Friedhöfe sind nicht nur Gedenkort. Sie können auch als historische Quelle fungieren. Dies zeigt sich jedes Jahr, wenn deutsche und polnische Studierende gemeinsam in die masurischen Wälder aufbrechen. Ohne ihre tatkräftige Mithilfe würden diese Orte in Vergessenheit geraten.

### Spurensuche im Wald und im Archiv

Das gemeinsame deutsch-polnische Kulturerbe, das sich in den masurischen Wäldern verbirgt, ist zunächst gar nicht so einfach zu finden. Über eine einsame Landstraße erreicht man zunächst einen unscheinbar wirkenden Feldweg, der geradewegs in das Dickicht führt. Anschließend kämpfen sich die Besucher mit ihrem Auto voller Ausrüstungsgegenstände bis zu einer ebenso unscheinbaren Stelle zwischen den Bäumen vor. Nun erkennt man erstmals, was es hier tatsächlich zu entdecken gibt: Ein paar überwucherte Grabeinfassungen, einige Grabsteine und Metallkreuze werden erkennbar. Bis 1945 lebten hier die Masuren, eine polnischsprachige Bevölkerungsgruppe, deren Mitglieder sich meist zum protestantischen Christentum bekannten. Ihre Heimat, der südliche Teil Ostpreußens, gehörte ab 1871 zum neu gegründeten Deutschen Reich. Die Masuren gerieten nun zunehmend unter Druck, da sie sich als loyale Untertanen beweisen und die deutsche Sprache erlernen sollten. Als die sowjetische Gegenoffensive in der Endphase des Zweiten Weltkriegs im Januar 1945 Masuren erreichte, flohen viele von ihnen überstürzt und unter großen Gefahren in Richtung Westen. Ihre Dörfer blieben unbewohnt zurück und wurden mitsamt ihren Friedhöfen von der Natur zurückerobert.

Unbearbeitetes und bearbeitetes Grab in Steinort 2020  
Bild: © Niels Tim Dickhaut



Doch das Interesse an den Menschen, die hier gelebt haben, wächst. Einmal pro Jahr begibt sich ein Team von deutschen und polnischen Studierenden in die masurischen Wälder, um die alten Friedhöfe vom Wildwuchs zu befreien. Das Projekt wurde ursprünglich 2009 vom polnischen Kooperationspartner Sadyba Mazury initiiert. Seit 2017 organisiert Dr. Sabine Grabowski von der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus in Düsseldorf die regelmäßigen Exkursionen. Grabowskis familiäre Wurzeln liegen teilweise in der Nähe des Spirdingsees. Dadurch wurde bereits früh ihr Interesse für die Geschichte der Region geweckt, die sie 1984, noch zur Zeit der Volksrepublik Polen, erstmals bereiste. Das Projekt begann 2017 zunächst mit der Konservierung von Friedhöfen in der Johannisburger Heide nahe der Stadt Pisz, wo auch die nächste Exkursion wieder hinführen soll. Allerdings hat das Team seinen Arbeitsradius inzwischen auf ein größeres Gebiet in Masuren ausgeweitet. Gefördert wird das Projekt zudem von der Stiftung Borussia in Olsztyn. Die Geschichtsstudierenden vom Lehrstuhl für Neueste Geschichte der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf unter der Leitung von Prof. Dr. Christoph Nonn sichten zumeist im Mai oder Juni zahlreiche Akten im Lastenausgleichsarchiv Bayreuth, um etwas über die Geschichte der jeweiligen Dörfer zu erfahren. Die Akten geben Auskunft über die ehemaligen Bewohner, ihre beschwerliche Flucht nach Westen und über ihr späteres Leben in der Bundesrepublik.

### Der Friedhof als historische Quelle

Ende August oder Anfang September reisen die deutschen Teilnehmenden dann nach Polen. Dort treffen sie auf Studierende der Landschaftsarchitektur unter der Leitung von Dr. Marta Akinca von der Universität Ermland-Masuren in Olsztyn. Nach weiteren Aktenstudien im dortigen Staatsarchiv geht es dann gemeinsam auf die masurischen Friedhöfe. Dort werden mithilfe von Spaten, Bürsten und anderen Werkzeugen die Grabeinfassungen vom Erdreich befreit, in dem sie zum Teil bis an den oberen Rand versunken sind. Im Idealfall kommen auf den freigelegten Einfassungen nun Familiennamen zutage, die sich auch in den bereits untersuchten Akten wiederfinden. Der Friedhof wird so neben einem Gedenkort zu einer historischen Quelle und gibt den deutschen Geschichtsstudierenden Auskunft über die Familienverhältnisse der beerdigten Personen. Durch die Kombination aus schriftlichen und gegenständlichen Quellen lassen sich die Schicksale ganz gewöhnlicher Dorfbewohnerinnen und -bewohner rekonstruieren und in Aufsatzform einem wissenschaftlich und familiengeschichtlich interessierten Publikum vermitteln. Von den angehenden polnischen Landschaftsarchitektinnen und -architekten werden die Friedhöfe vor Ort sorgfältig vermessen und kartiert. Die lokalen Förstereien leisten tatkräftige Hilfe beim Fällen von Bäumen,

Auf dem Friedhof von Zdunowo/Zdunowen 2022 Bild: © Sabine Grabowski



die teilweise direkt aus den Gräbern emporwachsen. Am Ende der Arbeiten steht ein Ort, der tatsächlich wieder als Friedhof erkennbar ist.

### Chancen und Probleme

Die jungen Teilnehmenden haben für ihre Teilnahme an der Exkursion vielfältige Motive. So auch Pia Froese, Teilnehmerin im Jahr 2021 und inzwischen wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neueste Geschichte in Düsseldorf. Sie beteiligte sich unter anderem, weil sie sich in ihrem Studium oft direkt oder indirekt mit dem Versailler Vertrag beschäftigt hat und weil sie ebenfalls Verwandte hatte, die aus der Gegend stammten. Darüber hinaus empfindet sie es als willkommene Abwechslung, dass man auch körperlich arbeitet und »auf den Friedhöfen etwas Physisches hat, was man anfassen kann«. Von der üblichen Textarbeit im Geschichtsstudium unterscheidet sich diese Arbeitsweise recht stark. Der Friedhof von Krutynnen war auch deshalb so besonders, weil dort bis heute Beisetzungen erfolgen. Hin und wieder geschieht dies allerdings, ohne die Anordnung der alten Gräber aus der Zeit vor 1945 zu kennen. Auf dem deutlich abgelegeneren Friedhof des ehemaligen Dorfes Hinter-Lippa mussten 2019 sogar fünf Exkursionsteilnehmende unter Zuhilfenahme eines großen Astes eine riesige Grabplatte von mehreren hundert Kilogramm Gewicht wieder aufrichten.

Das Projekt birgt laut Grabowski noch »eine ganze Reihe von Tücken«: Neben der Finanzierung können auch die Unterlagen im Archiv zum Problem werden. So führt die Projektleiterin aus: »Es gibt viele Friedhöfe, die noch wunderschöne Grabdenkmäler haben und es wirklich wert wären, dass man sich damit beschäftigt, wo wir aber keine Unterlagen im Archiv dazu finden.« Die Geschichte der Familien dort lässt sich in diesem Fall nur schwer rekonstruieren. Auf dem Friedhof und auf dem Weg dorthin ist oft das Wetter der Gegenspieler Nummer eins. So können sintflutartige Regenfälle die Wege aufweichen und die Autofahrt durch den dichten Wald zusätzlich erschweren.

### Der Friedhof als Begegnungsort

Die intensive Arbeit an den Gräbern schafft zwar nicht die ruhige Atmosphäre, die man auf einem Friedhof üblicherweise gewohnt ist. Dafür kommen sich die Teilnehmenden rasch näher. Genau hierin sehen sowohl Grabowski als auch Froese einen der Hauptreize der Exkursionen. Junge Menschen aus unterschiedlichen Ländern lernen gemeinsam eine Landschaft kennen, die für die deutsche, polnische und europäische Geschichte eine entscheidende Rolle spielt. Der Friedhof wird so zu einem Ort der interna-



Bild: © Daniel Raboldt

tionalen Begegnung und Erinnerungskultur. Nicht zuletzt deshalb wurde das Projekt 2019 vom Land NRW mit dem Richeza-Preis für besondere Verdienste um die deutsch-polnischen Beziehungen ausgezeichnet. Auch Froese findet es sehr spannend, dass man »eine zweite Fraktion dabei hat, die

nochmal diesen anderen Erinnerungshintergrund hat«. Ergänzt wird das Programm durch kulturelle Aktivitäten wie Fahrradausflüge, Paddeltouren auf den masurischen Seen und die regelmäßige gemeinsame Einnahme regionaltypischer Speisen und Getränke. Um den internationalen Aspekt noch weiter auszubauen, hofft Grabowski darauf, dass die polnischen Teilnehmenden künftig häufiger die Gelegenheit haben werden, Düsseldorf kennenzulernen. Auch die Gründung eines Vereins, der sich mit den Friedhöfen beschäftigt, könnte sie sich vorstellen, um das Projekt als »feste Größe« innerhalb dieses Themenbereichs zu etablieren. Auch Froese ist begeistert und hofft, dass das Projekt trotz aktueller finanzieller Schwierigkeiten weiter bestehen kann. Zu entdecken gibt es auf den Friedhöfen jedenfalls noch eine ganze Menge.

## »Wege« der Wissensvermittlung

Das deutsch-polnische Gemeinschaftsprojekt zur Dokumentierung der vergessenen Dörfer offenbart viele unterschiedliche und ungewohnte Facetten des Friedhofs: als Gedenkort, als internationaler Begegnungsort und als historische Quelle. Da verwundert es wenig, dass die regelmäßigen Exkursionen viele weitere Aktionen hervorgebracht haben, die ebenfalls dazu beitragen, die Erinnerung an Menschen und Geschichte der Region lebendig zu halten.

### Dokumentarfilm und Spendenaktion

Bereits 2017 wurde unter der Regie von Daniel Raboldt ein Dokumentarfilm unter dem Titel »Im Rücken der Geschichte – Die verlorenen Dörfer von Masuren« gedreht. Anstatt das Leben der Dorfbewohner anhand sogenannter Re-enactments mithilfe von Schauspielern nachzustellen, wurden bewusst die Spurensuche in den Akten des Staatsarchivs Olsztyn und die tatsächlichen Friedhofsarbeiten begleitet. Das Wetter stellte in diesem Jahr eine besonders große Herausforderung dar. Der Film feierte seine Premiere im Jahr 2018 und ist auch auf YouTube zu finden. Neben der



Das gerettete Grabkreuz  
Bild: © Daniel Raboldt



deutschen Version (wahlweise mit polnischen Untertiteln) existiert inzwischen auch eine polnische Fassung, die von Schauspielerinnen Izabela Gwizdak eingesprochen wurde. Ein Jahr nach Veröffentlichung erhielt der Film sogar beim Polish International Film Festival den Preis für die beste internationale Dokumentation.

Außerdem wurde durch eine Spendenaktion ein schmiedeeisernes Grabkreuz gerettet. Die beschriftete Tafel enthält leider keinen Namen, dafür aber eine masurische Version des Kirchenliedes »Gott, Du frommer Gott«, das Johannes Heermann im 17. Jahrhundert dichtete. Das konservierte Originalkreuz lässt sich mittlerweile im Museum der Johannisburger Heide in Pisz besichtigen, wo es vor Wind, Wetter und Diebstahl geschützt ist. Am Fundort auf dem Friedhof Klein-Pasken befindet sich jedoch mittlerweile eine Nachbildung aus Kunstharz, die dem Original zum Verwechseln ähnlich sieht. Im Juli 2022 pflanzten Dr. Sabine Grabowski und Krzysztof A. Worobiec vom Verein Sadyba Mazury zudem in der Oberförsterei Pisz die Kiefer »Borussia«, um auf das Friedhofsprojekt aufmerksam zu machen.

### Deutsch-polnische Wanderausstellung

Fast unmittelbar nach dem Dokumentarfilm kam die Idee einer Wanderausstellung auf, die sich mit den Friedhöfen beschäftigen sollte. Diese Ausstellung soll sowohl in Deutschland als auch in Polen und gegebenenfalls sogar in anderen Ländern gezeigt werden. Die inhaltlichen Arbeiten begannen im Mai 2019, als mehrere polnische Studierende der Landschaftsarchitektur nach Düsseldorf reisten, um mit deutschen Geschichtsstudierenden der Heinrich-Heine-Universität an bebilderten Ausstellungstexten zu feilen. Hierzu gingen sie gemeinsam zahlreiche alte Fotos durch. Grabowski

Szast/Schast im ehemaligen Kreis Johannisburg  
Bild: © Sabine Grabowski



hat auch dieses Projekt organisiert und kenntnisreich beaufsichtigt. Ein besonderer Wert liegt ihr zufolge auf »der Vielfältigkeit, die durch die Friedhöfe über das Leben in Masuren abgebildet wird.« Mitgewirkt hat auch die Lore-Lorentz-Schule, ein Berufsgymnasium in Düsseldorf, das Gestaltungstechnikerinnen und -techniker ausbildet. Die Schülerinnen und Schüler entwarfen das Layout für die Ausstellung. 2022 war sie fertiggestellt und wurde unter dem Namen »Verlorene Dörfer in Masuren« zunächst in der Oberförsterei in Pisz und in der Universitätsbibliothek Olsztyn gezeigt. Als weitere Station ist zunächst das Historische Museum in der masurischen Stadt Elk (Lyck) geplant, ehe die Ausstellung im Sommer 2023 ihren Weg in die Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf finden soll. Im Sinne der deutsch-polnischen Kooperationsidee sind auch die Ausstellungstexte zweisprachig gehalten.

Thematisiert werden neben den bisherigen Ergebnissen des Friedhofsprojekts auch das Alltagsleben der früheren Bewohner Masurens und die Geschichte der Region mit einem besonderen Schwerpunkt auf den beiden Weltkriegen, die gerade dort massive Zerstörungen anrichteten. Da es sich um eine Wanderausstellung handelt, werden hauptsächlich Texte gezeigt, jedoch wurden im Umfeld der Friedhöfe auch einige Alltagsgegenstände gefunden. Auch die aus Wachs gefertigte Nachbildung des oben erwähnten Grabkreuzes kann in der Ausstellung präsentiert werden. Wer Interesse daran hat, die Ausstellung auszuleihen, kann sich an Grabowski selbst wenden.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Anm. d. Red.: Weitere Infos dazu unter [www.g-h-h.de/leihausstellungen/verlorene-doerfer-in-masuren](http://www.g-h-h.de/leihausstellungen/verlorene-doerfer-in-masuren)

Am Friedhof von Dziadowen/Königstal  
Bild: © Sabine Grabowski



### Friedhöfe und Fahrradtourismus

Um auch Menschen zu erreichen, die Masuren nicht nur wegen der Friedhöfe besuchen, beschreitet das Projekt noch weitere originelle »Wege«. So existiert seit einigen Jahren ein Radwegenetz mit Infotafeln zu den einzelnen Friedhöfen. Doch tatsächlich wurde die Vorarbeit hierfür von den früheren Dorfbewohnerinnen und -bewohnern selbst geleistet. Ähnlich wie bei den zahlreichen Fahrradstrecken, die über ehemalige Bahntrassen führen, nutzt das Projekt die alten Handelswege zwischen den früheren Dörfern. Diese wurden teilweise bereits im 15. Jahrhundert angelegt. Dadurch wird nicht nur Wissen über die Friedhöfe vermittelt, sondern zugleich der Tourismus gefördert. Denn dieser bildet traditionell die Haupteinnahmequelle der eher strukturschwachen Region. Gemeinsam mit dem polnischen Partnerverein Sadyba Mazury wurden entlang des Fahrradnetzes Infotafeln aufgestellt. Diese Tafeln geben Auskunft über die Geschichte des jeweiligen Dorfes und über einzelne besondere Personen, die auf den Friedhöfen bestattet wurden oder mit den Verstorbenen verwandt waren. Grabowski hat selbst an einer Fahrradtour teilgenommen, die von der örtlichen Oberförsterei organisiert wurde. Dabei fuhren 40 bis 50 Leute durch den Wald und machten an verschiedenen Stationen Halt. Grabowski berichtet: »Da ich zufällig vor Ort war, durfte ich dann auch an einigen Stellen ein bisschen was erzählen zur Geschichte dieser Dörfer. Und die Leute waren sehr interessiert. Es hat also wirklich großen Spaß gemacht.«

Das Radwegenetz befindet sich in der Johannisburger Heide bei Pisz im südlichen Masuren, wo auch das Friedhofsprojekt ursprünglich seinen Anfang nahm. Zu den besonderen Stationen zählt unter anderem Wondollek. Ungefähr von 1800 bis 1880 existierte dort eine Eisenhütte,

Wanderausstellung in der Universitätsbibliothek Olsztyn 2022  
Bild: © Sabine Grabowski



die auch Grabplatten produzierte. Gerade nach 1815 bis in die 1920er Jahre hinein wurde das Dorf oft von Schmugglern besucht, die Waren über die preußisch-russische bzw. die deutsch-polnische Grenze transportierten. Einige Produkte aus der lokalen Hütte gelangten sogar bis nach Warschau. Vor Ort zeugen noch ein altes Gewölbe sowie einige blaue Eisenerzschlacken am Boden von der Existenz des Unternehmens. Bislang existiert zwar eine analoge Landkarte, die dabei hilft, das Radwegenetz zu erkunden. Eine App liegt jedoch vorerst noch im Bereich zukünftiger Planungen. Sollte sie entwickelt werden, so wäre dies sicherlich ein nützliches Orientierungsmittel, um dem Besucher zu verdeutlichen, welche Friedhöfe und anderen Besonderheiten sich im Wald noch verbergen.

### Kurz & Bündig

Niels Tim Dickhaut war als Student an zwei Masurenexkursionen beteiligt. Seit Oktober 2021 lehrt er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.



### Der Film zum Projekt

Der Film »Im Rücken der Geschichte. Die verlorenen Dörfer von Masuren« ist kostenfrei und in voller Länge bei YouTube abrufbar. Über unseren QR-Code gelangen Sie direkt zum Film.

Erstveröffentlichung in der Zeitschrift »Bestattungskultur«, herausgegeben vom Bundesverband Deutscher Bestatter e.V., Ausgabe 6/2023. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Redaktion.

## Erinnerungen im Gespräch

Eine Podcastreihe zu Flucht und Vertreibung

Laut Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) sind aktuell etwa 110 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht (Stand: Juni 2023) – und die Zahl steigt weiter an. Durch Katastrophen wie das Erdbeben in der Türkei und Syrien oder der Ukraine-Krise kommen kontinuierlich neue dazu. Damit ist die Zahl der Menschen, die weltweit vor Krieg, Konflikten, Verfolgung und Naturkatastrophen fliehen müssen, noch nie so hoch wie heute. Zusammen mit der Historikerin und freiberuflichen Kuratorin Christina Klein haben wir zu diesem Thema ein Podcast-Projekt umgesetzt. Darin erzählen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen von Konflikten aus unterschiedlichen Epochen ihre Geschichte und vermitteln Eindrücke ihrer Flucht.

Dorothea Koch-Thalman



**EPISODE 1** Die Geschichte unserer ersten Zeitzeugin Dorothea Koch-Thalman ist sowohl von Flucht als auch von Vertreibung geprägt. 1943 musste sie bereits aufgrund der Kriegsgeschehnisse von Breslau nach Waldenburg ziehen. 1945 zwang die näher rückende russische Front die Familie schließlich in den kleinen Ort Wüstewaldersdorf zu fliehen. Ein Jahr später wurden sie abermals gezwungen, ihr Zuhause zu verlassen: Im August 1946 vertrieb man sie aus Schlesien. Die Erfahrungen ihrer ersten vierzehn Lebensjahre haben Frau Koch-Thalman maßgeblich für den Rest ihres Lebens geprägt.

Michael Schwerk



**EPISODE 2** Michael Schwerk (geb. 1943) wurde als kleiner Junge zusammen mit seiner Familie aus Schlesien vertrieben. Seine Familie zog nach Pirna in Sachsen, wo er die SED-Diktatur von Anfang an miterlebte. Nach seinem Abitur zwang man ihn zu einer Ausbildung als Betonbauer, obwohl er Sportlehrer werden wollte. Zudem wurde er nach seiner Ausbildung auch noch zum Wehrdienst bei der Bereitschaftspolizei berufen. All diese Entwicklungen ließen seinen Wunsch nach einem freien, selbstbestimmten Leben immer weiter wachsen. 1966 ergriff Michael Schwerk schließlich die Flucht aus der DDR.

*Handgefertigtes Modell der S-Bahn-Station, an der Michael Schwerk die Flucht aus der DDR gelang.*



Sejfuudin Dizdarevic



**EPISODE 3** In dieser Folge gehen wir etwas mehr als dreißig Jahre zurück in das Jahr 1991. Der Südosten von Europa ist noch durch ein großes Land geprägt: Jugoslawien. Die sozialistische föderative Republik besteht aus sechs Teilrepubliken: Serbien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Mazedonien, Slowenien, Montenegro und den zwei autonomen Provinzen Kosovo und Vojvodina. Im Vielvölkerstaat brodelt es, diverse Auflösungsbestrebungen sind die Folge. Obschon die einzelnen Völker laut Verfassung das Selbstbestimmungsrecht hatten, waren Abspaltungen nicht vorgesehen. Dennoch treten Slowenien, Kroatien, Mazedonien und Bosnien-Herzegowina 1991 und 1992 per Referenden aus der Bundesrepublik Jugoslawien aus. Daraufhin entwickelt sich ein blutiger Krieg zwischen Bosniern, Serben und Kroaten, der bis 1995 andauern wird. Darüber hinaus folgen noch der Krieg im Kosovo 1998 und 1999 und der albanische Aufstand in Mazedonien 2001. Laut internationalen Schätzungen des UNHCR fliehen rund 2,3 Millionen Menschen, davon bis März 1995 rund 400 000 nach Deutschland. Einer von ihnen ist Sejfuudin Dizdarevic. Er wurde 1977 in Bosnien geboren und wuchs in Zenica auf, einer Stadt im Zentrum der damaligen Teilrepublik. 1992 spitzt sich die Situation in seiner Heimatstadt zu, sodass sein Vater ihn nach Düsseldorf schickt, wo bereits seine Tante lebt. Sejfuudin ist zu diesem Zeitpunkt 15 Jahren alt. Er berichtet uns von seiner Flucht und seinen Erfahrungen in Deutschland.

Leila Kayyali



**EPISODE 4** Leila Kayyali wurde im Jahre 2000 in Idlib (auch Idlib oder Edleb) in Syrien geboren. In ihrem Heimatland herrscht seit 2011 Krieg. Aus friedlichen Demonstrationen während des Arabischen Frühlings entwickelte sich ein gewaltsamer Konflikt mit vielen Fronten. Die Politik reagierte mit blutiger Gewalt. Diktator Baschar al-Assad bombardierte die eigene Bevölkerung. Auch der »Islamische Staat« (IS) und Rebellenmilizen wie die salafistische Ahrar al-Scham, der Al-Kaida-Ableger Al-Nusra und die Muslimbrüder griffen Zivilisten an. Russland und der Iran unterstützten das Regime militärisch und stellten sich damit unter anderem gegen die Syrien-Politik der USA. Ebenso ist die Türkei seither in Kampfhandlungen in Syrien verwickelt. Seit 2011 flohen Millionen Menschen aus Syrien, Hunderttausende starben. Viele Städte sind großflächig zerstört und ein Großteil der Bevölkerung ist auf humanitäre Hilfe angewiesen. 2015 entschloss sich Leilas Familie ihre Heimat zu verlassen. Der Krieg war allgegenwärtig und die Eltern fürchteten um die Sicherheit ihrer Kinder. In dieser Folge berichtet uns Leila Kayyali von ihrer Flucht und ihrem langen Weg in die Sicherheit.

Latifa Saljuki



**EPISODE 5** In Latifa Saljukis Heimatland Afghanistan herrscht seit über 40 Jahren Krieg. Nach einem Staatsstreich 1978 und daraus resultierenden Aufständen intervenierte die Sowjetunion, die eine kommunistische Regierung einsetzte. Es folgte ein zehn Jahre andauernder Stellvertreterkrieg zwischen der Sowjetunion und den USA, bzw. der Regierung und Widerstandsgruppen. Latifa Saljuki floh 1989 mit ihren fünf Kindern aus Afghanistan, als die sowjetischen Truppen aus dem Land abzogen und sich der Konflikt zu einem Bürgerkrieg wandelte. Damals konnten die Taliban das erste Mal die Macht in Afghanistan an sich reißen. Unsere Zeitzeugin erzählt uns ergreifend von dem beschwerlichen Weg ihrer Familie über das pakistanische Gebirge bis nach Deutschland. Seit dem Abzug der US-Armee sowie der internationalen Truppen 2021 sind erneut die Taliban an der Macht. Und wieder flüchten hunderttausende Menschen innerhalb Afghanistans und in die Nachbarländer, die Hälfte der Bevölkerung hungert. In Afghanistan herrscht zurzeit eine der größten humanitären Notlagen weltweit. Frau Saljuki setzt sich seit vielen Jahren aktiv für ihr Heimatland Afghanistan ein und engagiert sich im Asylkreis Haltern. Oft reist sie persönlich nach Afghanistan und organisiert dort dringend benötigte Hilfsgüter, Kleidung und Nahrungsmittel. Aktuell hat sie für 50 Kinder fehlende Schulbücher besorgt und eine Lehrerin vermittelt. Weitere Projekte laufen.

Latifa Saljuki bei einer Spendenübergabe in Afghanistan



Wenn auch Sie die Afghanistan-Hilfe von Frau Saljuki unterstützen wollen, dann können Sie dies unter folgender Kontonummer tun:

Empfänger: **Asylkreis Haltern**  
Bank: Stadtparkasse Haltern am See  
IBAN: DE14 4265 1315 0000 0964 61  
Stichwort: **Afghanistan-Hilfe Frau Saljuki**

Birgit Naujoks



**EPISODE 6** In dieser vorerst letzten Folge unserer Podcast-Reihe »Erinnerungen im Gespräch« wollen wir den Blick auf die heutige Situation von Flüchtlingen aus aller Welt lenken und sprechen daher mit Birgit Naujoks. Sie ist seit 2009 Geschäftsführerin des Flüchtlingsrats NRW e.V.. Durch ihr jahrelanges Engagement kann sie uns einen Einblick in die aktuellen Dimensionen von Flucht und Vertreibung geben.

Die sechs Episoden des Podcasts sind auf unserer Homepage unter [www.g-h-h.de/ghh-digital](http://www.g-h-h.de/ghh-digital) sowie auf YouTube, Spotify, Apple Podcast, Google Podcast, Deezer und Acast zu hören.

Das Projekt wurde finanziell gefördert durch die Landeszentrale für politische Bildung NRW im Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein Westfalen. In Kooperation mit: Christina Klein (Historikerin und freiberufliche Kuratorin)



Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
 Deutsch-osteuropäisches Forum  
 Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf  
 02 11 16 99 111, sekretariat@g-h-h.de  
 www.g-h-h.de, @gerharthauptmannhaus

#### ÖFFNUNGSZEITEN

Verwaltung Mo-Do 08.00 – 12.30 Uhr und 13.00 – 17.00 Uhr  
 Fr 08.00 – 14.00 Uhr

Bibliothek Mo-Mi 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 17.00 Uhr  
 Do 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 18.30 Uhr

Ausstellungen Mo+Mi 10.00 – 17.00 Uhr  
 Di+Do 10.00 – 19.00 Uhr  
 Fr 10.00 – 14.00 Uhr  
 Sa auf Anfrage, So und Feiertag geschlossen

#### IMPRESSUM

WOJ 29. Jg. – 1/2023 ISSN 0947-5273

#### HERAUSGEBER

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
 Deutsch-osteuropäisches Forum  
 Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf  
 Vorsitzender des Kuratoriums: Reinhard Grätz  
 Vorsitzender des Vorstandes: Edgar L. Born  
 Chefredakteur: Prof. Dr. Winfrid Halder  
 Redaktion: Ilona Gonsior  
 Layout: Thomas Bock, VG Bild Kunst  
 Herstellung: Freiraumdruck

#### GEFÖRDERT DURCH

Ministerium für  
 Kultur und Wissenschaft  
 des Landes Nordrhein-Westfalen



#### ABONNENTEN

Damit Sie auch weiterhin das aktuelle West-Ost-Journal zum Versandkostenpreis erhalten, bitten wir Sie, den Jahresbeitrag von 6,50 € zu überweisen, Kontoverbindung siehe unten auf der Karte

Sie möchten unser Journal kündigen, Ihre Anschrift hat sich geändert oder einer Ihrer Angehörigen, der Empfänger unseres Journals, ist verstorben? Dann rufen Sie uns bitte an oder schreiben uns eine E-Mail und teilen uns die Änderungen mit. Nur so können wir sicherstellen, dass Sie unser Journal erreicht.

Vielen Dank!

Kontakt: 0211 1699111,  
 sekretariat@g-h-h.de

#### Newsletter abonnieren



Erhalten Sie unseren monatlichen Veranstaltungskalender – kostenlos und direkt in Ihr Postfach.

Ich abonniere das »West-Ost-Journal« zum Preis von 6,50 € jährlich; Kündigungsfrist: 3 Monate vor Jahresende

Vorname Nachname

Straße, Nummer

PLZ, Wohnort

Ich überweise den Jahresbeitrag auf das Konto:  
 Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
 Stadtparkasse Düsseldorf, Betreff: Abo-WOJ  
 IBAN: DE 30300501100036005007  
 BIC: DUSSEDDXXX

Datum und Unterschrift

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
 Deutsch-osteuropäisches Forum  
 Bismarckstr. 90  
 40210 Düsseldorf

